

## 2 Skeptizismus, Selbstverhältnis, Praxis

Wittgensteins »Philosophie von innen« ist ein Ansatz, der das Problem der Kritik ernst nimmt. Es gibt keine Position jenseits unserer Sprache, und die philosophische Herausforderung ist, diese Einsicht in einer Weise zu formulieren und zu verstehen, die nicht in den Selbstwiderspruch führt. Und wenn die These stimmt, dass dieser Ansatz Wittgensteins gesamtes Werk durchzieht, so muss er sich über den *Tractatus* hinaus auch in seiner späten Philosophie wiederfinden, die sich der Praxis des Sprachgebrauchs zuwendet. Mit diesem Kapitel beginnt daher der Versuch, Wittgensteins Bemerkung, seine Philosophie sei eine »Arbeit an sich«, aus den Texten des Spätwerks eine argumentative Basis zu verleihen. Aus dieser Perspektive rückt, wie sich zeigen wird, die Verbindung der Normativität der Bedeutung mit dem Selbstverhältnis in den Blick. Wir dringen so zu dem systematischen Kern der Leitthese dieser Studie vor. Wittgensteins Wende zum Sprachgebrauch zeigt, dass sich die Sprache, bei all ihrer scheinbaren Autonomie, nur durch eine Praxis aufrecht erhält, in der wir als handelnde Subjekte mit einbeschlossen sind. Eine Sprache zu lernen heißt, einen bestimmten Gebrauch zu lernen – und damit aber auch in ein normatives Verhältnis zu sich selbst zu treten, zu den eigenen Handlungsweisen und Reaktionen. Um diese zentrale These angemessen zu entwickeln, werden Foucaults Studien zu den antiken Selbstpraktiken zunächst zurückgestellt, um den Begriff einer philosophischen »Arbeit an sich« immanent an Wittgenstein zu entwickeln.

Maßgeblich für die folgende Diskussion sind die Problematik des Regelfolgens und die Herausforderung des Skeptizismus. Mit dem Regelfolgen wird die Grundthese in den Blick genommen, von der aus sich das Problem der Kritik überhaupt stellt: Die praktische Konstitution des Subjekts. Diese These wurde bislang nur schematisch vorgestellt, als eine Form der »Abhängigkeit« des Subjekts von der Praxis, als eine kollektive »Bindung« seiner Erkenntnis- und Handlungsweisen. Doch für sich genommen sind diese Behauptungen zu abstrakt, um überhaupt richtig verstanden werden zu können. Zu unklar sind ihre Komponenten und deren Kombination: Was ist mit »Praxis« gemeint, was bedeutet »Subjekt«? Was heißt »Sprache«, und in welchem Sinne ist sie »konstitu-

tiv«? Ein wesentliches Ziel der folgenden Analysen ist daher, ein besseres Verständnis dieser These und der in ihr implizierten Elemente zu entwickeln.

Die Diskussion um das Problem des Regelfolgens bei Wittgenstein erlaubt eine solche Präzisierung der Fragestellung, weil sie ein Modell zur Hand gibt, an dem sich die angeführten Begriffe gut diskutieren lassen. In dem Begriff der Regel, wie Wittgenstein ihn verwendet, begegnen sich Subjekt und Praxis. Wer einer Regel folgt, ist in seinem Urteil an diesen normativen Maßstab *gebunden* – wer vorgibt, der arithmetischen Reihe »+1« zu folgen, muss in seiner Aufzählung auf »1000« auch die Zahl »1001« folgen lassen. »Subjektivität« in dem hier verhandelten Sinne bedeutet daher, an solche Regeln gebunden zu sein: ein *erkennendes*, ein *verstehendes*, ein *begreifendes* – aber auch ein *urteilendes*, ein *handelndes*, ein *sprechendes* Wesen zu sein. Diese Prädikate eint der Bezug auf die Regel, auf einen Maßstab: Wie bei der arithmetischen Reihe bindet die Erkenntnis – sagen wir: eines Gegenstandes – *als solche* das Individuum, regiert seine künftigen Bewegungen, bestimmt seine Urteile mit. Zugleich sind diese Regeln – auch wenn diese Aussage noch zu präzisieren sein wird – in Analogie zu Spielregeln zu verstehen, was in unserem Kontext vor allem heißt, dass sie sozial konstituiert sind. Wir haben also einen subjektiven Zwang und dessen soziale Wurzel; eine *individuelle* Bindung, die sich aus einer *kollektiven* Praxis erklärt.

Während das Regelfolgen ein anerkannter Topos der *Philosophischen Untersuchungen* ist, wird die Bedeutung des Skeptizismus für Wittgensteins Argumentation häufig bestritten. Kripkes These, wonach Wittgenstein ein *skeptisches Paradox* aufstelle, das die Unmöglichkeit von Bedeutung behauptet, gilt vielen Interpreten als eine Verzerrung der Position Wittgensteins. Stellvertretend kann hier auf den Einwand von McDowell hingewiesen werden, der Kripke vorwirft, dieser schreibe Wittgenstein eben jene Position zu, die Wittgenstein explizit ablehne.<sup>1</sup> Doch auch, wenn Kripke Wittgenstein missverstanden hat, ist die skeptische Herausforderung instruktiv. In ihrer paradoxen Struktur wiederholt sie die Grundproblematik, die als Problem der Kritik vorgestellt wurde. Der skeptische Schluss – wie etwa Kripkes »Es gibt keine Bedeutung« – wird mittels Argumente, Urteile und Begriffen erlangt. Er nimmt somit in Anspruch, was er später verwirft – im Falle der Regelskepsis etwa Normativität und Bedeutung.<sup>2</sup> Damit gleicht die Position des Szeptikers der hier problematisierten Position des Philosophen. Wittgensteins im

---

1 FR, 331.

2 Für den Nachweis, das auch andere skeptische Szenarien – etwa Putnams Gehirn im Tank – diese paradoxe Struktur erfüllen, ist hier kein Platz. Die allgemeine paradoxe Form der skeptischen Argumentation und ihre Nähe zu den Grundfragen der Philosophie wird jedoch noch einmal in Kap. 4.1 in den Blick genommen.

*Tractatus* genutzte Bild der Leiter, die man wegwirft, nach der man auf sie hinaufgestiegen ist, zeigt die Eigenart dieser durch das skeptische (oder eben auch philosophische) Raisonement erreichten Position an. Obgleich die Schlussfolgerung nur erreicht werden kann, indem man sich auf die »Sprossen« der Sprache und der Bedeutung verlässt, stellt der paradoxe Schluss eben deren Gültigkeit und Legitimität in Frage.

Auf die These der praktischen Konstitution der Subjektivität bezogen, ist das entscheidende *Strukturmerkmal* des Skeptizismus daher, dass der Skeptiker mit den Mitteln, die ihm die Praxis zur Verfügung stellt, zu einem Schluss gelangt, der diesen ihre welterschließende Funktion abspricht. Daher ist die Frage, wie mit dem Skeptiker umgegangen werden sollte, zugleich die Frage, wie diese skeptischen Distanznahme, und mit ihr die Position der Kritik, möglich sein kann. Steht der Skeptiker zum Schluss jenseits der Praxis, wie es dem kritischen Philosophen vorgeworfen wird, der keine Alternative bieten kann? Oder war er gar nie ein Teil derselben?

Der Skeptizismus ist die These, dass es kein festes Kriterium der Wahrheit geben kann, an dem wir wahre von falschen Sätzen (Vorstellungen, Meinungen, Sinneseindrücke) unterscheiden können. Ein solches Kriterium fordern die Kritiker von Foucault und Wittgenstein, wie im vorigen Kapitel gezeigt wurde, jedoch gerade ein. Sie wollen wissen, nach welchen Maßstäben bestehende Praktiken zurückgewiesen werden können – philosophisch irreführende Sprachgebräuche etwa, die von einem »Inneren« des Subjekts ausgehen, oder die psychoanalytischen Geständnispraktiken, welche nur scheinbar eine »Befreiung« anbieten. Indem der Skeptizismus die Extremposition vertritt, dass es solche Maßstäbe nicht geben kann und wir uns sogar täuschen, wenn wir glauben, *innerhalb* der bestehenden Praxis über sie zu verfügen, zwingt er zur Klärung der Frage, was es heißt, sich solcher Maßstäbe zu versichern.

Dieser Ansatz erlaubt, die auf dem ersten Blick getrennten Varianten des Skeptizismus, die Kripke und Cavell bei Wittgenstein diskutieren, unter einem gemeinsamen Nenner zu verhandeln. Kripke entwickelt den Skeptizismus des Regelfolgens, der die Möglichkeit einer objektiven Einschätzung der Normativität des eigenen Handelns bestreitet; dieser entzündet sich nach Kripkes Darstellung jedoch daran, dass das Individuum sich nur isoliert von der Praxis betrachtet. Eben diese Isolation ist auch das Thema des Skeptizismus des Fremdpsychischen, den Cavell in den Mittelpunkt stellt. Cavell behandelt die Erfahrung, dass gerade in der Begegnung mit dem anderen die Ungewissheit auftritt, ob dieser wirklich dasselbe fühlt, denkt und letztlich urteilt wie man selbst. In beiden Fällen findet sich das Subjekt in einer radikalen Isolation wieder, entfremdet von den anderen und damit, durch den Verlust jeglicher Handlungs- und Urteilsgewissheit, auch von sich selbst. Der Skeptizismus reißt eine Lücke zwischen dem Subjekt und die Praxis und greift es

an in seinem Welt- und Selbstverhältnis. Deshalb ist es instruktiv, auf welche Weise Wittgenstein nach der Meinung verschiedener Autoren mit dieser skeptischen Herausforderung umgegangen ist. Die Reaktion auf den Skeptizismus gibt eine Antwort darauf, wie Subjekt und Praxis zusammenhängen. Erklärt werden muss nicht nur, wie die Tatsache zu verstehen ist, dass wir trotz der skeptischen Einwände normalerweise (in der Praxis) mit Gewissheit und ohne Zweifel handeln und urteilen; eine gute Antwort auf den Skeptizismus muss auch erklären können, wie es zu der skeptischen Schlussfolgerung kommt, und was sie zu einer interessanten Position werden lässt.

Wir werden uns mit drei Lesarten des Skeptizismus bei Wittgenstein beschäftigen, die repräsentativ für die Debatte der Sekundärliteratur sind: Kripke, McDowell und Cavell. Ihre Antworten verkörpern unterschiedliche Perspektiven auf das Verhältnis von Subjektivität und Praxis. Kripke sieht Wittgenstein als Humeanischen Skeptiker, als empiristischen Antirealisten; McDowell wehrt sich mit Kants kopernikanischer Wende gegen diese skeptische Unterhöhnung des Welt- und Selbstbezugs. Wittgenstein hat jedoch, wie mit Cavell gezeigt werden soll, eine neue, eine dritte Position gefunden. Für deren Verständnis ist es wichtig, die Bedeutung des *Selbstverhältnisses* für die skeptische Ausgangsproblematik zu erkennen. Denn sowohl Kripke als auch McDowell, so die These, übersehen, dass der Skeptizismus aus einem gestörten Verhältnis des Subjekts zu sich selbst entspringt – weshalb er auch nicht mit dem *Verweis* auf die Praxis antirealistisch beruhigt oder »quietistisch« aufgelöst werden kann.

Die folgende Auseinandersetzung will also zwei Behauptungen verteidigen. Erstens gilt es, eine bestimmte Lesart der hier diskutierten Autoren glaubhaft zu machen, und damit die Schwäche in den Positionen Kripkes und McDowells aufzuzeigen. Beide begegnen dem Skeptizismus durch eine *Wiedereingliederung* des Individuums in die Praxis. Kripke weist darauf hin, dass abweichendes Verhalten sanktioniert wird und so das Individuum zur Konformität erzogen wird; McDowell sieht die Initiation in die kollektive Praxis als den Eintritt in einen objektiv-logischen Raum der Gründe.<sup>3</sup> Der Skeptizismus ist somit entweder eine Form der Devianz oder aber, wie McDowell behauptet, ein zu therapierendes Missverständnis über das Verhältnis von Praxis und Objektivität. Doch diese Antworten, so die zweite hier verfochtene These, können nicht funktionieren. Die Quelle des Skeptizismus ist im gestörten Selbstverhältnis zu suchen; die Bestimmung der Praxis allein kann das Problem daher auch nicht lösen. Vielmehr gilt es, das gespannte, irreduzible *Verhältnis* von Subjekt und Praxis in den Blick zu nehmen. Die Praxis ist weder die

3 Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 90; McDowell spricht davon, dass uns in dem Erwerb unserer zweiten (kulturalisierten) Natur die *Augen geöffnet* werden (MW, 79).

Lösung noch das Problem des Skeptikers, sondern *Lösung und Problem zugleich*. Dazu müssen die Begriffe der Praxis und des Subjekts, aber auch das skeptische Problem selbst umgedeutet und neu betrachtet werden.

Ich stelle zuerst das skeptische Problem vor, wie Kripke es einführt (2.1.1); zeige die Verbindung des scheinbar nur logischen »skeptischen Paradoxes« zum Selbstverhältnis auf (2.1.2) und diskutiere dann Kripkes Antworten auf den Skeptiker und ihre Kritik (2.1.3). Im zweiten Teilkapitel (2.2) werde ich dann zu McDowells Deutung übergehen. Im Gegensatz zu Kripke, dessen »skeptische Lösung« auf das von ihm aufgestellte skeptische Paradox sich schnell als unhaltbar erweist, bietet McDowell eine Deutung dieser Problematik an, die auf das hier verfolgte Thema eingeht. Er identifiziert den Skeptizismus mit dem unmöglichen Streben, die Praxis »von der Seite« (*sideways-on view*<sup>4</sup>) zu beschreiben. Damit fallen nach McDowell die paradoxe Position des kritischen Philosophen mit der des Skeptikers zusammen und müssen gemeinsam als ein Irrtum erkannt werden. Der dritte Abschnitt (2.3) widmet sich der kritischen Diskussion der Position McDowells, die zwar in zahlreichen Punkten überzeugend ist, doch in ihrer starken Ablehnung einer »konstruktivistischen« Philosophie, wie Kripke sie vertritt, dem Praxisbegriff im Endeffekt seine soziale und kulturspezifische Komponente raubt. McDowell *objektiviert* die Praxis, um sie dem skeptischen Zugriff zu entziehen; für ihn gehört, wie zu sehen sein wird, das Subjekt *a priori* zu einer Praxis, mit gleichsam transzendentelem Bande an sie geknüpft. Diese von McDowell unterstellte unangreifbare *Zugehörigkeit* des urteilenden Subjekts zur legitimierenden Praxis wird, wie gezeigt wird, jedoch vom Zweifel des Fremdpsychischen unterhöhlt, was schließlich McDowells Theoriekonstruktion insgesamt in Frage stellt.

Am Ende dieses Kapitels wird sich herausstellen, dass der Skeptizismus gerade in der Form, wie ihn sowohl Kripke als auch McDowell akzeptieren, weder in seinen Folgen gemildert werden kann noch sich therapeutisch zurückweisen lässt. Diese *immanente* Kritik beider Positionen weist auf ein geteiltes Missverständnis des Verhältnisses von Subjekt und Praxis hin, welches im Mittelpunkt des folgenden Kapitels (3) stehen wird. Für beide ist die Praxis ein Raum, in dem der Skeptizismus keinen Platz hat; sie suchen in dem Begriff der Praxis eine *Antwort* auf die skeptische Herausforderung, die diese stillstellt. Doch die Hartnäckigkeit der skeptischen Frage legt nahe, dass der Skeptizismus nicht in ein Außen abgedrängt werden kann.

4 Vgl. etwa MW, 34f.; NCR, 207f.

## 2.1 Kripkes Skeptiker

### 2.1.1 Die skeptische Herausforderung

Kripke entwickelt sein »skeptisches Paradox« an dem Beispiel eines Individuums, das von einem Skeptiker in seinem Selbstverständnis herausgefordert wird. Das Subjekt gerät in Zweifel darüber, ob es sich selbst (seine vergangenen Handlungen) richtig versteht. Daher formuliert Kripke die Auseinandersetzung aus der Perspektive der ersten Person Singular, was sich als wichtig erweisen wird. »Ich« werde herausgefordert, die richtige Antwort auf die Additionsaufgabe »68+57« zu geben. Der Skeptiker zweifelt das Ergebnis »125« an; er findet einen Fehler in »meiner« bisherigen Auffassung dessen, was es heißt, zu addieren. Statt der Addition, die ich bisher mit dem »+«-Zeichen verbunden hatte, bezeichnet das Symbol seiner Meinung nach die »Quaddition« – eine Funktion, die bei Zahlen kleiner als 57 der Addition gleicht, bei größeren Zahlen jedoch 5 ergibt. Hat der Skeptiker recht, so wäre »5« die richtige Antwort auf »68+57«. Der Skeptiker fordert mich dazu heraus, zu begründen, warum meine Berechnung von »68+57« als Addition und nicht (z.B.) als Quaddition aufgefasst werden müsse. Das skeptische Problem ist also, dass ich mein eigenes Handeln rechtfertigen soll: »We have just summarized the problem [...]: what tells *me* that *I* should say ›125‹ and not ›5‹?«<sup>5</sup>

Dem Subjekt wird unterstellt, es verstünde nicht, wie man ein Wort gebraucht; zur Rechtfertigung greift es zur Bedeutung des Wortes, dessen Gebrauch es verteidigen will. Kripke: »I immediately and unhesitatingly calculate ›68+57‹ as I do, and the meaning I assign to ›+‹ is supposed to *justify* this procedure.«<sup>6</sup> Die Bedeutung rechtfertigt, so die Vorstellung, die einzelnen Gebrauchsinstanzen. Durch sie werden alle Anwendungen eines Ausdrucks zu *Fällen* derselben Bedeutung. (vgl. PU, §188) Mit diesem Antwortversuch tritt die Normativität ins Spiel: die Bedeutung wird als ein globaler Maßstab verstanden, an dem sich der richtige Wortgebrauch in potenziell allen Anwendungsfällen messen lasse. Es ist nicht unbedeutend, dass die Normativität etwas ist, zu dem *das Subjekt selbst greift*, angesichts der skeptischen Herausforderung. Die Normativität der Bedeutung soll dem Subjekt die vom Skeptiker bezweifelte Gewissheit wiedergeben, mit ihr will es seine spontane Reaktion nachträglich begründen.

Mit seiner Bemerkung, die Bedeutung des »+«-Zeichens solle die spontane Antwort *rechtfertigen*, spricht Kripke zwei Ebenen an, die es zu unterscheiden gilt. Das Subjekt reagiert auf der einen Seite unmittelbar und spontan (»I immediately and unhesitatingly calculate....«) und ist sich gewiss, mit dieser Reaktion auch zu *addieren*, d.h. der geforder-

5 Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 21, meine Hervorhebung.

6 Ebd., 40.

ten Regel zu folgen. Es handelt mit Gewissheit, nichts wäre natürlicher. Andererseits sucht es – herausgefordert vom Skeptiker – nach einer Begründung für diese Gewissheit, und es sucht sie in der Bedeutung des Zeichens »+« (oder des Wortes »Addition«). Wenn das Subjekt die Bedeutungsregel beherrscht, dann spricht diese exakt sein eigenes Verständnis seiner Handlungen aus. Eine solche Identität von Handlungsweise und Beschreibung ist Ausdruck unserer gewöhnlichen und selbstverständlichen Beherrschung der verschiedensten »Regeln«, mit denen wir täglich operieren.

Der Skeptiker treibt nun einen Keil in diese selbstverständliche Identität. Er fragt, ob wir unsere eigenen Handlungen, wie z.B. im Falle der Addition, nicht falsch verstehen und beschreiben. Der Skeptiker unterstellt mir ein *Selbstmissverständnis*. Er wirft mir vor, ich hätte die Selbstbeschreibung »ich addiere« bei mir selbst und bei anderen missverstanden. Als ich zu »addieren« glaubte, folgte ich in Wirklichkeit einer anderen Regel (der »Quaddition«, wie Kripke sie nennt). Dachte ich bislang, ich hätte addiert, behauptet der Skeptiker nun, ich hätte »quaddiert«. Dachte ich bisher, *diese Handlung* wäre ein Beispiel einer gelungenen Addition, öffnet sich die Möglichkeit, es sei vielmehr eine misslungene Quaddition.

Dass das skeptische Problem in Form eines Selbstmissverständnisses vorgestellt wird, ist von außerordentlicher Bedeutung. Kripke sieht darin nur eine Radikalisierung des Zweifels, welche über Quines bekannte Beobachtung hinausgeht, dass empirische Evidenz immer unterbestimmt sei und eine Vielfalt von Erklärungen zulasse.<sup>7</sup> Wittgenstein, so Kripke, gehe über Quines Szientismus hinaus und weite die Deutungsvielfalt auch auf »innerpsychische« Belege aus.<sup>8</sup> Ein solcher Skeptizismus umfasse auch nicht-naturalistische Erklärungen der Regel und ihrer Wirkkraft – die Vorstellung etwa, man hätte eine Formel im Kopf oder würde sich durch eine Intuition leiten lassen.

Die eigentliche Bedeutung der Perspektive der ersten Person übersieht Kripke jedoch. Die bloße Möglichkeit, dass jemand eine Regel anders versteht als man selbst, ist noch nicht von philosophischer Bedeutung. Schlimmstenfalls muss man akzeptieren, dass diese Menschen anders sind als man selbst und wir sie nicht verstehen. Erst im Falle eines *Selbstmissverständnisses* erzeugt die Deutungsvielfalt die von Kripke beschriebene Dynamik, die zum Skeptizismus, also zum *prinzipiellen* Zweifel, führt, und tatsächlich hat Kripke in seiner Darstellung von dieser Perspektive der ersten Person Singular Gebrauch gemacht.<sup>9</sup>

7 Quine, *Word and object*.

8 Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 15.

9 Diese Präzisierung dessen, was Kripke sagen *wollte*, aber nicht deutlich genug ausdrückte, erkennt gleichermaßen Kripkes wichtige Einsicht und Argumentation an sowie Cavells Bemerkung, dass die »facts about possible interpretations of a rule are not sufficient to cause skepticism«. (Cavell, *Conditions Handsome*

Sobald das Subjekt sich potenziell nicht (mehr) selbst versteht, hilft es nicht mehr, auf Autoritäten oder exemplarische Beispiele zu verweisen. Die Diskussion aus der Perspektive der ersten Person weitet nicht nur, wie Kripke bemerkt, die Menge der möglichen Belege aus, die schließlich zurückgewiesen werden. Der Zweifel, der mich selbst betrifft, zieht unmittelbar meinen ganzen *Weltzugang* in Zweifel - und damit meine ganze Welt. Der Skeptiker kann alle Beispiele oder Vorbilder, die ich zu meiner Verteidigung anführe, einfach deshalb abweisen, weil *ich* sie anführe. Immer lässt sich die Frage stellen, ob *meine* Beschreibung dieser Fakten auch *eine* Beschreibung solcher Fakten ist, und so argumentiert Kripke auch im Detail gegen naheliegende Rettungsversuche der Addition.<sup>10</sup> Die reflexive Wendung des Zweifels kappt mit einem Schlag alle Verweise auf mögliche Normen und Gesetze, da immer noch die Frage dazwischen steht, ob das Subjekt diese auch richtig erkannt hat. Ich glaubte nur (sagt mir der Skeptiker), in diesen Beispielen eine Bestätigung der von mir angenommenen Bedeutung von »Addition« zu sehen. Selbst wenn ich mich daran erinnere, dass mein Lehrer einmal »68+57=125« an die Tafel schrieb, kann ich dies *fälschlicherweise* für eine richtige Anwendung der Additionsregel genommen haben. Tatsächlich, so der Skeptiker, hatte der Lehrer sich damals geirrt. Außerstande, mein Verständnis des Wortgebrauchs (der Regel) zu rechtfertigen, werde ich zu der Einsicht gezwungen, dass »jede Handlungsweise mit der Regel in Übereinstimmung zu bringen sei« (PU, §201). Ich weiß nicht mehr, warum ich so und nicht anders antworten sollte. Die Regel, die doch mein Handeln leiten sollte, verliert ihre normative Kraft: weder gibt es verlässliche Übereinstimmung, noch Widerspruch zu ihr. Das ist das »skeptische Paradox«, das die Idee der Normativität zu zerstören scheint.

Wie konnte es zu diesem Schluss kommen? Kripkes Exposition des skeptischen Problems beginnt mit einem, wie James Conant es nennt, *kartesischen* Zweifel: die Frage ist, woher das Subjekt wissen kann, ob seine Interpretation des Zeichens »+« auch die richtige ist.<sup>11</sup> Dieser Zweifel setzt Bedeutung noch voraus und fragt nach einer Rechtfertigung für eine bestimmte Erkenntnis. Das Subjekt muss sich zwischen alternativen Interpretationen entscheiden und fragt sich, wie es die richtige finden kann. Der kartesianische Zweifel ist epistemologisch und, im Vergleich zum Regelparadox, in seinen Konsequenzen harmloser. Wer, wie Descartes, nicht weiß, ob er nicht alles nur träumt, hinterfragt sein Wissen, den *Inhalt* seiner Urteile über die Welt. Die *Möglichkeit* des Wissens und des

---

*and Unhandsome*, 68) Cavell steht Kripke näher, als ersterer es selbst sieht – was sich zeigt, sobald der Fokus auf das Selbstverhältnis gelegt wird, welches bei Cavell explizit und für Kripke implizit thematisch ist. Zumindest ist das die These dieser Exposition.

10 Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 15ff.

11 Conant, *Varieties of Scepticism*, insb. 101f., 122f.

Urteilens bleibt jedoch unangetastet. Die Welt mag ein Traum sein, aber immerhin ist da eine Welt.

Die Regelskepsis greift jedoch tiefer. Die hier vorgeführte reflexive Wendung des kartesischen Zweifels führt zu einem Grad der Allgemeinheit, der über die epistemologische Frage hinaus reicht. Der Zweifel darüber, ob ich ein bestimmtes Wort richtig gebrauche, weitet sich zum Zweifel darüber aus, wie ich *je* ein Wort richtig gebrauche. Conant nennt diese einen *kantischen* Zweifel: Hier geht es nicht mehr um Wissen, sondern um die Möglichkeit, überhaupt von Wissen reden zu können. In unserem Fall wird die Idee angegriffen, dass es so etwas wie Normativität, Bedeutung, *überhaupt gebe*.

Nicht zufällig operiert diese skeptische Argumentation mit der Schwierigkeit, sich unabhängig von den anderen (ihren Demonstrationen, Einführungen, Beispielen) über sprachliche Bedeutung zu verständigen. Der Skeptiker fordert das Subjekt dazu heraus, sich zu objektivieren. Es soll seine Urteile und Akte objektiv in ihrer Normativität belegen. Sobald das Subjekt dem Folge leistet, kann der kartesianische Zweifel auf diese externalisierten Belege der eigenen Subjektivität angewendet werden. Da das Subjekt sich dann auf sie (und damit auf seine Subjektivität) *beziehen* muss, weitet sich der kartesianische Zweifel zu einem kantischen aus. Unter der von Kripke (und Wittgenstein) gesetzten Bedingung, dass Urteile *sprachlicher* Natur und somit zumindest prinzipiell artikulierbar sein müssen, geraten sie selbst als potenzieller Inhalt des Zweifels ins skeptische Visier.<sup>12</sup> Die sukzessive Anwendung des skeptischen Problems auf die Äußerungen und Urteile des Subjekts führt zu dem Schluss, dass *jede* Form von Bedeutung ungerechtfertigt sei:

»When we initially presented the paradox, we perforce used language, taking present meanings for granted. Now we see [...] that this provisional concession was indeed fictive. There can be no fact as to what I mean by ›plus‹, or any other word at any time. The ladder must finally be kicked away.«<sup>13</sup>

Kripke geht verschiedene Kandidaten durch, die dem Subjekt (»mir«) die gewünschte Rechtfertigung für seinen Wortgebrauch versprechen. Der Vorschlag einer erworbenen Disposition, auf *diese* Frage mit *jener* Antwort zu reagieren, scheitert an der vorausgesetzten Normativität. Gibt jemand eine falsche Antwort, ließe sich diese in einer dispositionellen Theorie nicht als Fehler verstehen – sie wäre einfach eine andere Reak-

12 Man könnte auch sagen: Sofern es in dieser Diskussion darum geht, *rational* nachvollziehbar seine Behauptung verteidigen zu können, ist die »Öffentlichkeit« der Urteile ihre *conditio sine qua non*. Der Skeptizismus steht im Gegenlicht der Forderung nach einer möglichen Übereinstimmung in der (gemeinten) Sache, die nur als Übereinstimmung in der Sprache *erscheinen* kann.

13 Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 21, meine Hervorhebung.

tion.<sup>14</sup> Die Bedeutung, oder was auch als Rechtfertigung genannt wird, soll jedoch gerade zeigen, dass die gegebene Antwort richtig ist und nicht bloß Ausdruck meiner Neigungen. Auch innere Repräsentationen haben, wie äußerlich sichtbare Beispiele, den Mangel, dass sie auf eine bestimmte Art und Weise verstanden werden müssen. Ein mentaler »Zustand«, ein inneres Bild oder ein ganz besonderes »Bedeutungserlebnis« können auf die Regel, die sie repräsentieren sollen, immer nur *hinweisen*.<sup>15</sup> So bleibt die Lücke für den skeptischen Einwand offen, ob man sie nicht anders zu verstehen habe. Die Antwort, man *müsse* die Formel, die Tabelle etc. aber *so* und nicht anders verstehen, gerät, da selbst wieder normativ, unter den gleichen Rechtfertigungsdruck. Es entsteht ein Regress, der die Idee der Rechtfertigung der normativen Regel durch »Tatsachen« des Geistes oder der Welt *ad absurdum* führt. Es scheint, als sei die eigene Gewissheit, mit der man »immediately and unhesitatingly« glaubt, einer Regel zu folgen, völlig ungerechtfertigt: »It seems that my application of it [the rule] is an unjustified stab in the dark.«<sup>16</sup>

## 2.1.2 Skeptizismus und Selbstverhältnis

Was sagt der Skeptizismus über das Selbstverhältnis aus? Wenn auch Kripkes skeptische Deutung Wittgensteins (»Kripkenstein«) stark angegriffen wurde – seine *Exposition* des Problems ist in der Sekundärliteratur allgemein anerkannt und firmiert als »Interpretationsparadox« oder »Regelparadox«. Es gilt als ein Argument Wittgensteins zu Gunsten der Normativität der Praxis. Dabei lassen sich zwei Lager unterscheiden: Die skeptische Position beharrt mit Kripke darauf, dass der Skeptizismus bei Wittgenstein unwidersprochen bleibt und er uns einen Weg aufzeigt, wie wir durch einen abgeschwächten Wahrheitsbegriff wieder die gesuchten Begründungen einholen können. Die wesentlich häufiger vertretene nichtskeptische Position, zu der auch McDowell zu zählen ist, versteht Kripkes »skeptisches« Paradox als Anlass zu einer *reductio*, die die Grenzen bestimmter metaphysischer Grundannahmen aufweist, ohne die der Skeptizismus nicht entstünde.<sup>17</sup>

14 Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 31.

15 Ebd., 38-54.

16 Ebd., 17.

17 Vergleiche zu einer gelungenen Übersicht dieser beiden »Lager« und ihren exponiertesten Vertretern Hurley, *Wittgenstein on Practice and the Myth of the Giving*, 225. Auf der skeptischen Seite ist neben Kripke vor allem Fogelin, *Wittgenstein* zu nennen; nichtskeptische Deutungen des Paradoxes geben Baker/Hacker, *Wittgenstein: Rules, Grammar and Necessity*, Pears, *False Prison* und McDowell, *Wittgenstein on Following a Rule*. Cavell, der von der »Wahrheit« des Skeptizismus bei Wittgenstein spricht, lässt sich in dieses Schema nicht gut einordnen, da er den Skeptizismus sowohl als Ausdruck unserer Enttäuschung der Erklärungskraft philosophischer Fragen, aber auch als Inbegriff ihrer

In beiden Antworten rückt die Praxis in den Vordergrund, wenn auch mit unterschiedlichen Auffassungen darüber, was die Praxis ist, und wie sie sich zum Skeptizismus verhält. Das Selbstverhältnis spielt in diesen Deutungen keine eigenständige Rolle. Da hier gezeigt werden soll, dass die Normativität der Bedeutung bei Wittgenstein ohne eine Berücksichtigung des Selbstverhältnisses nicht adäquat verstanden werden kann, wird im folgenden dieser Spur schon in der Ausgangsproblematik, also Kripkes skeptischem Paradox, nachgegangen.

Bevor wir uns daher den zwei exemplarischen Antworten McDowells und Kripkes auf die skeptische Herausforderung zuwenden, soll hier kurz angerissen werden, inwiefern der Skeptizismus bereits in der allgemein anerkannten Variante als »Interparadox« eine *Störung im Selbstverhältnis*, ein charakteristisches Misstrauen sich selbst gegenüber, anzeigt. Dies erlaubt, späteren Antworten des Problems die Frage zu stellen, inwiefern und ob sie dem Skeptizismus wirklich eine Alternative bieten. Ich werde dazu zunächst die logische Bedingung des Regresses aufzeigen, die Metaphysik der objektiven Bedeutung, welche Regel und Regelanwendung kategorisch voneinander trennt. Zweitens erläutere ich die Konsequenzen dieser Trennung für das Selbstverständnis des Subjekts.

*Die skeptische Metaphysik der objektiven Bedeutung.* Der Skeptiker beutet in seiner Argumentation eine Diskrepanz aus zwischen der Bedeutung eines Wortes und seiner Anwendung. Wir scheinen, wie Wittgenstein bemerkt, die Bedeutung eines Wortes »mit einem Schlage« (PU, §§ 138, 197) zu erfassen, und doch kann sich dieses Verständnis erst im zeitlich ausgedehnten Gebrauch des Wortes zeigen. Nun sucht der Skeptiker nach einem Beleg für die Korrektheit einer einzelnen Anwendung und greift dazu nach »der« Bedeutung als Maß. Dieser Schritt ist naheliegend: wir korrigieren auch den Wortgebrauch eines Kindes damit, dass es ein Wort *falsch* verwende; und wir begründen unseren richtigen Gebrauch umgekehrt damit, er *folge* der Bedeutung. Der Skeptiker hebt diese ganz gewöhnliche Sprechweise auf ein metaphysisches Niveau, indem er die Differenz von Bedeutung und Wortverwendung verallgemeinert. Die Regel, so seine Forderung, soll unabhängig von der gegebenen Anwendung als Maßstab der Korrektheit dienen. Die Regel müsse objektiv gültig sein, unabhängig von der Verwendung, die wir schließlich an dieser Regel erst beurteilen. Deshalb spricht Kripke auch von »Fakten«, die unser Verständnis der Addition rechtfertigen sollen. Es ist gleichgültig, ob diese objektive Bedeutung erst noch subjektiv vermittelt (wie im Cartesianismus oder Empirismus) oder unabhängig vom

---

(menschlich-allzumenschlichen) Möglichkeit sieht (vgl. neben CR etwa Cavell, *Conditions Handsome and Unhandsome*, 64).

Subjekt gedacht wird (wie im platonischen *logos*) – entscheidend ist, dass sie prinzipiell unabhängig von unserer Welt ist, die sie erklären soll.

Das vom Skeptiker herausgeforderte Subjekt steht nun vor dem Problem, die gegebene Handlung mit der objektiven Bedeutung in Verbindung zu bringen. Im Versuch, solche angeblich konstitutiven »Fakten« herbeizuführen, wird ihm vorgeworfen, diese falsch verstanden zu haben. Dieser Vorwurf führt zum Regress, weil die als Antwort angebotene Rechtfertigung selbst wieder angezweifelt werden kann. Diese Argumentation greift nur, weil vor dem Hintergrund der Metaphysik der objektiven Bedeutung die Anwendung und ihr Verständnis kategorisch getrennt sind, wie das Repräsentierte und das Repräsentierende. Die einzelne Handlung ist an sich sinnlos und hat erst durch ihre Verbindung mit der objektiven Bedeutung Gehalt. Diese Verbindung wird vom Subjekt gestiftet, womit eine *Interpretation* oder ein Akt des Verstehens erforderlich wird. Dieser vermittelnde Akt muss selbst normativ sein, er kann – wie eine Übersetzung – gelingen oder misslingen.<sup>18</sup> Das erzeugt erst die destruktive Kraft des Interpretationsparadoxons: Selbst wenn klar ist, was die richtige Regel ist, muss jede beobachtete Handlung durch den »Flaschenhals« der Vermittlung, muss *als* Instantiierung der Regel gedeutet werden. Und dieser interpretative Akt kann vom Skeptiker angezweifelt werden. Erst, weil nach der Metaphysik der objektiven Bedeutung jeder normative Akt der Vermittlung bedarf, entsteht der Regress, dass auch die zwischen Akt und Norm vermittelnde Interpretation wieder einer Vermittlung bedarf, die angezweifelt werden kann.

*Das Subjekt des Skeptizismus.* – Welches Bild vom Subjekt zeichnet diese Metaphysik, deren Kohärenz der Skeptiker in Frage stellt? Für sie treten die einzelne Handlung und das konstitutive Verständnis der Handlung auseinander. Das Subjekt findet sich entsprechend in der Rolle wieder, zwischen beiden zu vermitteln - weshalb die skeptische Unterstellung, es verstehe *sich selbst* nicht, ihm auch den Boden unter den Füßen wegzieht. Der Skeptizismus erweist sich so als Ausdruck eines gestörten Selbstverhältnisses: das Subjekt misstraut seinen eigenen Reaktionen, zweifelt seine spontanen Antworten an. Hatte es vor der skeptischen Hinterfragung noch angenommen, *dies* sei ganz selbstverständlich eine Addition, zieht es jetzt die Gültigkeit seines Urteils in Zweifel. Deshalb sucht es eine Antwort, welche die gesuchte Legitimation unabhängig von seinem Urteil bietet. Die Metaphysik der objektiven Bedeutung setzt eine *Selbstentfremdung* des Subjekts voraus. Sein Problem ist, dass es sich

18 Kann hier ein kausaler Mechanismus den Regress auflösen? Eine Kausalverbindung schiebt das Problem nur auf, denn auch sie muß schließlich die *richtige* Vermittlung garantieren. Sie setzt die Normativität bereits voraus, die sie erklären soll. Eine andere Erklärung dafür wäre, dass mechanistisch-starre Kausalverbindungen keinen Platz ließen für das Phänomen des *Irrtums*. (Eine Uhr, die nachgeht, *irrt* sich nicht in der Anzeige der Zeit.)

gleichsam von der Welt zurückziehen will, um sein Verhältnis zu ihr zu klären, was dazu führt, dass es sich noch nicht einmal mehr nach seinen eigenen Urteilen richten kann. Der Skeptizismus stellt das Verhältnis des Subjekts zur Welt infrage, aber nur, weil das Subjekt ein gestörtes Verhältnis zu sich selbst, zu seinen eigenen Äußerungen und Reaktionen eingenommen hat: »Horchte ich auf die Rede meines Mundes, so könnte ich sagen, ein Anderer spreche aus meinem Mund.« (PU, II, 226)

Die Distanz des Subjekts zu sich selbst führt zu zwei korrespondierenden Zerrbildern von Subjektivität. Einerseits verleiht die Metaphysik der objektiven Bedeutung dem Subjekt eine absolute Souveränität: Da ohne seinen Akt der Vermittlung Bedeutung überhaupt nicht denkbar ist, sieht es *sich selbst* als Ursprung und Ort der Bedeutung. Ohne ihn kann von Bedeutung nicht die Rede sein, es stiftet sie. Das Subjekt pocht innerhalb der Metaphysik der objektiven Bedeutung daher auf seine Souveränität und Omnipräsenz. Schließlich hat etwas nur Bedeutung, *insofern* das Subjekt es erkennt oder es seinem vorgängigen Erkennen entsprungen sein muß. Da somit alle Äußerungen und Handlungen nur Gehalt haben, *weil* sie Äußerungen des Subjekts sind, entsteht der Eindruck, das Subjekt bestimme als letzte Instanz, wie seine Äußerungen und Handlungen zu verstehen sind. Dieses Bild führt zu der charakteristischen neuzeitlichen Trennung eines subjektiven, bedeutungskonstitutiven »Innen« (Geist) von einem *an sich* bedeutungslosen »Außen« (Körper). Es reicht daher nicht, sich im Zweifelsfall auf die Äußerung selbst zu beziehen; es muss die Meinung des Subjekts hinzugezogen werden, die Absicht und das Verständnis »hinter« der Äußerung.

Doch können wir tatsächlich, wie Cavell kritisch fragt, uns *wünschen*, was unsere Aussagen bedeuten?<sup>19</sup> Schon die Vorstellung, das Subjekt *greife* zu dem Wort, das zu seinem Verständnis am besten passe, vergisst, dass dieses subjektive Verstehen bereits Welt voraussetzt. Wir können überhaupt nur von einer Wahl reden, wenn wir bereits sprachkompetente Subjekte sind, die in einer sprachlich, und d.h. hier vor allem: normativ strukturierten Welt leben. Der Skeptizismus legt diese Voraussetzung bloß. Das Subjekt ist nicht souverän, sondern muss sich bereits einer normativen Struktur unterwerfen, um überhaupt über Welt zu verfügen. Im Gegensatz zu der These eines konstitutiven und verborgenen Inneren ist es daher durchaus möglich, dass wir erst aus unseren eigenen spontanen Reaktionen und Aussagen erschließen, was *wir* eigentlich meinten:

»Nach meiner Äußerung zu urteilen, glaube ich das.« Nun, es ließen sich Umstände ausdenken, in denen diese Worte Sinn hätten.« (PU, II, 226)

19 Cavell, *Must we mean what we say?*, 39, FN 32.

»Man prüft an der *Wahrheit* meiner Aussagen mein *Verständnis* dieser Aussagen. D.h.: Wenn ich gewisse falsche Aussagen mache, wird es dadurch unsicher, ob ich sie verstehe.« (ÜG, §80f.)

Am anderen Ende des von der Metaphysik der objektiven Bedeutung eröffneten Spektrums steht daher (zweitens) die völlige Unterwerfung des Subjekts unter die Bedeutung. Der Skeptiker sucht, wie McDowell richtig feststellt, eine Beschreibung »from sideways on – from a standpoint independent of all the human activities and reactions« (NCR, 207). Er strebt nach unbedingter Gewissheit, die keinen Zweifel mehr zulässt. Dazu ist es nötig, die Selbstverständlichkeiten des Alltags – seine Normalität – nicht nur zu transzendieren, sondern sie auch aus der metaphysischen Perspektive, die dann gefunden wird, zu begründen. Dieser Suche steht die unserem Verhältnis zur Welt innewohnende Deutungsvielfalt im Wege. Angesichts der menschlichen Fähigkeit, immer neue Deutungen und Interpretationen von angeblichen Beweisen oder Belegen zu finden, scheint die vom Skeptiker gesuchte Antwort in ihrer Absolutheit nur möglich zu sein, wenn sie diese Fantasien durchbricht und ihnen ihre Kraft raubt. Der so gewonnene Standpunkt wäre *unabhängig* vom Menschen (wie McDowells Formulierung nahelegt), insofern er die menschliche Fantasie und Kreativität einschränkt, die mit dem Akt der Interpretation verbunden sind. Da sie die eigentliche Gefahr für die verlorene und gesuchte Gewissheit im Handeln und Urteilen sind, muss eine Erklärung gefunden werden, die aus *ihrer eigenen Autorität* heraus die Kreativität und die Deutungsvielfalt bündigt. Dem entspricht die in der Diskussion des Regelfolgens häufig gebrauchte Formulierung, Wittgenstein beweise, dass es keine »selbst-interpretierende« Regel gebe.<sup>20</sup> Der Skeptiker sucht eine Anleitung, die nicht missverstanden werden kann, eine »überstarre Verbindung« (PU, §197) zwischen Wort und Bedeutung – aber nicht, weil sie Teil der ganz normalen »human activities and reactions« ist, sondern weil sie sich nicht missverstehen lassen *soll*.

Die »überstarre Verbindung«, welche die gestörte subjektive Gewissheit wieder gewinnen soll, führt paradoxerweise zu einer völligen Ausstreichung des Subjekts. Das Vertrauen in die eigenen Reaktionen wird wieder hergestellt, indem sie nicht mehr als die Reaktionen *des Subjekts* aufgefasst werden. Die geforderte Metaphysik soll jeden Zweifel ausräumen. Doch damit streicht sie zugleich das Subjekt selbst aus dem so entstandenen Bild – denn war es nicht *seine* Kreativität, *sein* Potenzial der Deutungen, die ihm im Wege standen? In einem objektiven Bild der Welt taucht das Individuum nur noch als Kreuzungspunkt allgemeiner

20 Williams, *Blind Obedience*, 97 präzisiert, dass das Regelparadox auch für transparente Regeln gelte; doch dies nur unter der Voraussetzung, dass die Handlung *im Geiste* (»in the mind«) weiterhin interpretiert werden müsse und so die Einzelanwendung offen für die Deutungsvielfalt bleibt.

Merkmale auf – nicht aber als Person, die auf ihrer Meinung *besteht*, ihre Gewissheit *verteidigt*, für ihr Wissen *einsteht*. Es ist nicht vollkommen unfrei; schließlich kann es sich noch dazu entscheiden, seinem Verständnis der Bedeutung zu folgen (obwohl unklar ist, was dieses Verständnis noch sein könnte). Aber diesen Schritt vorausgesetzt, ist das Subjekt in diesem Bild der »objektiven Bedeutung« nur noch Vollzugsmedium, in Umkehrung der Selbstüberhöhung, die als erste Variante des skeptischen Metaphysik beschrieben wurde. Das Subjekt handelt, wie es handelt, weil die *Bedeutung* es führt; es handelt darin richtig, weil die *Bedeutung* es rechtfertigt. Der objektiven, verdinglichten Bedeutung entspricht eine Objektivierung des Subjekts. Das spiegelt sich in Kripkes zuspitzender Redeweise, selbst Gott könnte, wenn der Skeptiker denn recht hat, nicht mit Gewissheit bestimmen, ob jemand »plus« oder »quus« meinte.<sup>21</sup> Umgekehrt heißt das, *wenn* der Skeptiker sich irrte, würde Gott (»who knows all the facts«, ebd.) diesen Unterschied treffen können. Das Subjekt müsste nicht gefragt werden, um zu wissen, was es gerade denkt.

Cavell bezeichnet den Skeptizismus seinerseits daher als eine Reaktion auf die philosophische Forderung nach Reinheit (»purity«) (vgl. PU §107). Kripkes Skeptiker fordert das Subjekt dazu heraus, ihm ein »Fakt« zu nennen, das seinen Wortgebrauch rechtfertige; Cavell bemerkt dazu:

»If there were a fact about me, would that help to convey my condition to another [z.B. dem Skeptiker]? What justifies what I do and say is, I feel like saying, *me* – the fact that I can respond to an indefinite range of responses of the other, and that the other [...] must respond to me [...]. The requirement of purity imposed by philosophy now looks like a wish to leave *me* out, I mean each of us, the self, with its arbitrary and unruly desires.«<sup>22</sup>

Die vom Skeptiker entdeckte Lücke zwischen den »Fakten« und ihrer Interpretation betrifft daher von Anfang an das Subjekt in seinem Selbstverhältnis. Es zeugt von der Möglichkeit, *zu sich selbst* ein distanzierendes oder distanzierendes Verhältnis einzunehmen – zu seinem Wissen, zu seinen Urteilen, zu seinem Verlangen. Dazu gehört, wie das skeptische Paradox belegt, *auch* die Möglichkeit, von seinen Handlungen »weder Übereinstimmung noch Widerspruch« (PU, §201) behaupten zu können. Die Aufgabe einer philosophischen Antwort auf diese Herausforderung wäre, dieses problematisch gewordene Selbstverhältnis aufzugreifen, ohne in die beiden Extreme der skeptischen Metaphysik zu fallen – ohne also zu einer völligen Selbstaufgabe zu ermutigen, oder umgekehrt eine Selbstüberhöhung zu verlangen.

21 Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 41.

22 Cavell, *Conditions Handsome and Unhandsome*, 77.

### 2.1.3 Kripkes hybrider Skeptizismus

Kripke hält die skeptische Argumentation für unwiderlegbar und glaubt, Wittgenstein könne daher selbst als ein Skeptiker bezeichnet werden. Freilich ist auch für Kripke die Schlussfolgerung unhaltbar, dass Bedeutung nicht möglich sei. Unser normales Verständnis von Regelfolgen erlaubt ohne weiteres, bei einem Individuum zu unterscheiden, ob es tatsächlich einer Regel folgt oder ihr nur zu folgen glaubt. Der Skeptizismus muss daher, so Kripkes Argumentation, etwas übersehen haben. Um zu verstehen, wie es trotz des skeptischen Einwands möglich ist, dass wir über Bedeutung verfügen, müsse der Blick auf die Gesellschaft ausgeweitet werden. Das Individuum *alleine* könne sich der skeptischen Herausforderung nicht entziehen, doch *als Mitglied einer Gemeinschaft* verfüge es über eine »skeptische Lösung«, die erklärt, wie Bedeutung trotzdem möglich ist.

Der entscheidende Schritt, zu dem Wittgenstein nach Kripke durch den Skeptiker gedrängt wird, ist eine neue Konzeption der Objektivität von Bedeutung. Der Skeptiker sucht die Begründung einer Regelanwendung in der Korrespondenz der Einzelhandlung zu konstitutiven Fakten, mithin in der *Wahrheit* dieser Zuordnung. Ein beschreibender Satz ist dann wahr, wenn er die Bedingungen erfüllt, die ihn wahr machen – ein Gedanke, den Kripke dem »frühen« Wittgenstein des *Tractatus* zuschreibt, und den Wittgenstein im Spätwerk widerlege.<sup>23</sup> Eine Beschreibung ist nach der neuen Konzeption, die auf den Skeptizismus reagiert, nun nicht mehr wahr, weil die Wahrheitsbedingungen erfüllt werden. Vielmehr ersetze Wittgenstein diese durch öffentliche *Rechtfertigungs- und Behauptungsbedingungen*, welche die Umstände festlegen, unter denen etwas legitimerweise behauptet werden kann. Wahrheitsbedingungen sind eine Frage des Verhältnisses des Subjekts zu den Fakten, Rechtfertigungsbedingung jedoch betreffen das Verhältnis des Subjekts zur Praxis. So glaubt Kripke, die skeptische Argumentation anzuerkennen, ohne ihre Konsequenzen tragen zu müssen: Auf sich allein gestellt und nach Wahrheitsbedingungen suchend, verfängt sich das Subjekt notwendig in den Skeptizismus; hat es jedoch erkannt, dass die Rechtfertigungsbedingungen Bedeutung konstituieren, kann es dem Skeptiker zum Trotz auf der Rechtmäßigkeit seiner spontanen Antwort bestehen.

»All that is needed to legitimize assertions that someone means something is that there be roughly specifiable circumstances under which they are legitimately assertable, and that the game of asserting them under such conditions has a role in our lives. No supposition that ›facts correspond to those assertions is needed.«<sup>24</sup>

23 Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 72ff.

24 Ebd., 77f.

Diese Logik kann nach Kripke nur funktionieren, weil wir in der gemeinschaftlichen Praxis, und damit auch in den Rechtfertigungsbedingungen, *übereinstimmen*. Im einfachsten Falle ist die spontane Antworttendenz des Individuums (etwa auf eine gestellte Additionsaufgabe) Rechtfertigung genug. Das Individuum hat nach Kripke keinen Grund, an seinen spontanen Reaktionen zu zweifeln, denn es hat diese Antworten im Verlaufe seiner Initiation in die Praxis gelernt. Kripke kann sich dazu auf Wittgensteins Bemerkung stützen, das Lehren der Sprache sei – in seinen »primitiven Formen« – »kein Erklären, sondern ein Abrichten.« (PU, §5) Im Prozess dieser »Abrichtung« werden die Antworten des Individuums daraufhin verglichen, ob sie den öffentlich überprüfbaren Rechtfertigungsbedingungen genügen. Wenn das Subjekt gelernt hat, diesen Bedingungen zu genügen, ist seine spontane Antworttendenz mit Gewissheit als ein Regelfolgen bestimmbar. Im skeptischen Zweifelsfall kann es auf die Gesellschaft verweisen, die sein Verhalten kontrolliert und im Falle einer Abweichung korrigiert hätte: »The [sceptical] solution turns on the idea that each person who claims to be following a rule can be checked by others.«<sup>25</sup>

Da Kripke den Skeptizismus beibehält, ihm weiterhin eine (wenn auch auf das Individuum beschränkte) Gültigkeit zuspricht, verbleibt er im metaphysischen Denkrahmens der objektiven Bedeutung, der überhaupt erst zum Skeptizismus führte. Der Skeptiker sucht ein »Faktum«, welches die individuelle Handlung rechtfertigen und als Anwendung der Regel ausweisen kann. Kripke bietet ein solches Faktum: die Übereinstimmung mit der Gesellschaft. Das Subjekt erwirbt im Verlauf der sozialen Abrichtung spontane Antworttendenzen (Kripke spricht immer wieder von »inclinations«), die durch die ständige Korrektur der anderen die Rechtfertigungsbedingungen erfüllen. Die soziale Abrichtung erklärt also die *Notwendigkeit* der Regel, so dass es kein Zufall ist, dass das Subjekt diese und keine andere Antwort anbietet. Eine Antworttendenz, die den öffentlichen Rechtfertigungsbedingungen entspricht, ist für Kripke aber auch *normativ* gerechtfertigt. Das Subjekt kann seinen spontanen Reaktionen nachgehen und diese mit dem Verweis zunächst auf seine »inclination«, dann auf die Gesellschaft immer auch *begründen*:

»As long as we regard him [a single person in isolation] as following a rule ›privately‹, so that we pay attention to *his* justification conditions alone, all we can say is that he is licensed to follow the rule as it strikes him. [...] The situation is very different if we widen our gaze from consideration of the rule follower alone and allow ourselves to consider him as interacting with a wider community. Others will then have justification conditions for attributing correct or incorrect

25 Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 101.

rule following to the subject, and these will *not* be simply that the subject's own authority is unconditionally to be accepted.«<sup>26</sup>

Kripkes skeptische Lösung wurde, weil sie trotz der skeptischen Kritik darauf beharrt, die individuelle Regelanwendung bedürfe einer konstitutiven Tatsache, auch »hybrider Skeptizismus« genannt.<sup>27</sup> Die Rechtfertigungsbedingungen sind keine logische Alternative zu Wahrheitsbedingungen, sondern schwächen nur deren Begründungskraft ab. Wenn wir schon nicht auf objektive Wahrheiten zurückgreifen können, bietet Kripke wenigstens die Gewissheit, in Übereinstimmung mit den anderen zu handeln. Diese Übereinstimmung ist selbst nicht weiter begründbar, sie ist ein »brute empirical fact«.<sup>28</sup>

Wie jedoch ist diese Übereinstimmung zu verstehen, auf die der Skeptiker hingewiesen wird? Kripkes Lösung, die den Skeptizismus im Einzelfall für unwiderlegbar hält, macht es schwer verständlich, wie ein solcher Vergleich des Individuums mit »der« Gesellschaft gezogen werden kann, ohne wieder in den skeptischen Regress zu geraten. Der Skeptizismus bezweifelt ja nicht nur, ob eine gegebene Handlung richtig ist oder nicht. Er stellt, indem er die Normativität von Bedeutung überhaupt angreift, schon die Möglichkeit der *Identifikation* einer Handlung in Frage, unabhängig von ihrem Gelingen. Diese skeptische Ausgangssituation steht in Widerspruch zu Kripkes Versuch, Normativität durch Übereinstimmung zu begründen. Kripke erläutert, dass ein Individuum den gesellschaftlichen »Test« besteht, wenn es in den Augen jener, die den fraglichen Begriff beherrschen, den Begriff richtig verwendet:

»A child who says ›table‹ or ›That's a table‹ when adults see a table in the area (and does not do so otherwise) is said to have mastered the term ›table‹: he says ›That's a table‹, based on his observation, in agreement with the usage of adults, based on their observation.«<sup>29</sup>

Die hier beschriebene Prüfung setzt nicht nur voraus, dass Beobachtung allein schon ein hinreichendes Kriterium zur Identifikation eines Tisches ist (eine Überschätzung der »hinweisenden Definition«, die Wittgenstein zu Beginn der *Philosophischen Untersuchungen* kritisiert; vgl. PU §30). Sie unterstellt vor allem, dass die Erwachsenen den Sprachgebrauch des Kindes als eine *Anwendung des Begriffes* »Tisch« verstehen – mithin als Ausdruck einer Regel. Doch das skeptische Problem ist gerade, ob übereinstimmende Antworten auch Ausdruck übereinstimmender Begriffe sind. Was würde die Reaktion des Kindes sonst von einem Papagei

26 Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 89.

27 Williams, *Blind Obedience*, 100.

28 Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 109.

29 Ebd., 99.

unterscheiden, der auf einen Stimulus reagiert? Und könnte es nicht sein, dass das Kind und der Erwachsene sich irren, wenn sie in einer Situation gemeinsam den Begriff »Tisch« verwenden? Selbst unter der Annahme, dass die gegebene Reaktion als Regelanwendung verstanden werden kann, ist eine Reaktion noch kein Beleg einer richtigen Anwendung der vom Erwachsenen angenommenen *Regel*. Der Erwachsene kann nur zustimmen, dass dieselbe Antwort gegeben wurde. Er kann aber nicht beurteilen, ob diese einem geteiltem *Verständnis*, und damit einer geteilten *Regel*, entspringt. Sie könnte ja auch aus der falschen Anwendung der falschen *Regel* resultieren, oder – wie im Falle des Pappageis – völlig willkürlich gegeben worden sein. So wiederholt sich das bekannte Paradox, dass weder Übereinstimmung noch Widerspruch zur *Regel* festzustellen ist.

Kripke könnte hier erwidern, dass das wiederholte Reaktionsmuster, seine *erfolgreiche* Anwendung in der Zeit, schließlich die Sicherheit gibt, dass hier ein Begriff vorliegt. Nach Kripkes eigener Argumentation müsste man ihn fragen, was der Maßstab einer erfolgreichen Anwendung ist (im Vergleich zu einer »quererfolgreichen«), usw.<sup>30</sup> Kripke *unterstellt* die Normativität des Begriffs, ohne sie zu erklären – was jedoch, angesichts seiner Anerkennung des Skeptizismus, sein Anspruch sein muss.

Mit der kollektiven Übereinstimmung postuliert Kripkes hybrider Skeptizismus wieder ein vermittelndes und zur Begründung dienendes Element, dessen Voraussetzung doch den Regress gerade auslöste. Kripkes Modell erklärt den psychologischen Aspekt der Notwendigkeit unseres Handelns – durch Abrichtung –, nicht jedoch, was die so erworbenen Antworttendenzen zum normativen Ausdruck einer *Regel* macht. Die bloße Übereinstimmung in unseren Reaktion erscheint wie ein Zufall, sie kann jederzeit wieder aufbrechen. Es wird nicht ersichtlich, wie aus dem bloßen Zusammenfall von Antworttendenzen auch eine geteilte Perspektive erschlossen werden kann, die über den gegenwärtigen Zeitpunkt hinausgeht. Kripkes *Regel antizipiert* nicht.

Diese und andere Kritikpunkte wurden von vielen Seiten erhoben und zeigen, dass die anvisierte skeptische Lösung nicht funktioniert.<sup>31</sup> Auch McDowell gehört in die Reihen dieser Kritiker. Da McDowell seine eigene Wittgensteindeutung vor allem in Auseinandersetzung mit Kripke und der skeptischen Lesart entwickelt, soll dieser Gegensatz im folgenden vorgestellt werden.

30 Vgl. Kripkes Diskussion von »independent« – »quinddependent« in Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 17.

31 Für eine bei weitem nicht erschöpfende Liste von Kripke-Kritikern, vgl. Hurleys Aufzählung in Hurley, *Wittgenstein on Practice and the Myth of the Giving*, 227; am prominentesten ist wohl die Replik von Baker/Hacker, *Scepticism, Rules and Language*.

## 2.2 McDowells Therapie

McDowells Position steht Kripkes in vielen Hinsichten geradezu diametral gegenüber. Kripkes Grundmodell – teilweise auch in Form des Antirealismus' Crispin Wrights<sup>32</sup> – ist vor allem in den Aufsätzen zu Wittgenstein immer der kritische Ausgangspunkt, von dem sich McDowell absetzt. Kripke habe einen wichtigen Gedanken Wittgensteins zusammengefasst, dessen Funktion in Wittgensteins Philosophie jedoch völlig missverstanden: »Kripke gives a gripping exposition of this [...] regress of interpretations, and it is beyond question that the regress is one of the ingredients for a proper understanding of Wittgenstein's point.« (MI, 266)

Wittgenstein, so McDowells Gegenthese, wolle den Skeptizismus nicht bekämpfen und strebe auch keine konziliante Lösung an, die den Skeptizismus und seine Metaphysik intakt ließe. Das Ziel der *Philosophischen Untersuchungen* sei vielmehr, uns von irreführenden und den Skeptizismus überhaupt erst erzeugenden Grundunterscheidungen zu »therapieren«. Die vom Skeptiker aufgeworfene *Frage*, wie so etwas wie Sprache oder Bedeutung überhaupt möglich sein könne (scheint doch unsere Argumentation ihre Unmöglichkeit aufzuweisen), müsse zurückgewiesen werden. Sie zeige kein Problem auf, sondern einen Fehler in der Fragestellung, und damit in der Metaphysik des Skeptikers. Wittgenstein wolle uns nicht eine neue philosophische Theorie der Bedeutung nahe legen, sondern den Gedanken austreiben, hier müsse nach einer Erklärung gesucht werden:

»The right response to ›How is meaning possible?‹ or ›How is intentionality possible?‹ is to uncover the way of thinking that makes it seem difficult to accommodate meaning and intentionality in our picture of how things are, and to lay bare how uncompulsory it is to think that way.« (MI, 272)

Um zu diesem Schluss zu gelangen, versetzt McDowell Kripkes Antwortversuch auf den Skeptiker in einen größeren Kontext. Wir hatten gesehen, dass Kripkes Erklärung der Normativität daran scheitert, dass sie mit der empirischen Übereinstimmung der Reaktionen erneut ein vermittelndes Element einführt, das *richtig* gedeutet werden muss und somit den skeptischen Regress wieder ermöglicht. McDowell verallgemeinert diese Diagnose, indem er Kripkes skeptische Lösung als eine Variante des »Mythos des Gegebenen« liest, für den (subjektive) Erkenntnis immer durch eine objektiv gegebene Evidenz begründet werden muss. Wir können nach McDowell auf eine (philosophische) Erklärung unseres Welt- und Selbstverhältnisses verzichten, sobald wir diesen »Mythos des

32 McDowell hält Kripke und Wright in ihrem grundsätzlichen Rahmen (»framework«) für vergleichbar: II, 321.

Gegebenen« und die mit ihm korrespondierenden Dualismen von Innen und Außen, von Körper und Geist etc. aufgeben.

McDowells therapeutische Lesart ist somit ein konsequenter Versuch, den im ersten Kapitel aufgezeigten Schwierigkeiten der Philosophie, sich *über* das Verhältnis von Sprache und Welt zu stellen, zu begegnen. Sie erklärt das Scheitern Kripkes, wie die skeptische Problematik überhaupt, durch den unmöglichen Versuch, das Verhältnis von Subjekt und Praxis »von der Seite« betrachten zu wollen. Im Gegenzug liefert sie Erklärungen, wie die vom Skeptiker aufgeworfenen Fragekomplexe neu verstanden werden können, um so das skeptische Problem – und damit das Problem der Kritik – erst gar nicht aufkommen zu lassen. Aus diesem Grunde ist McDowells Wittgensteindeutung für unsere allgemeine Fragestellung von großem Interesse.

### 2.2.1 Der Mythos des Gegebenen

McDowell liest Kripkes Antirealismus als eine Antwort auf den Skeptiker, die weiterhin innerhalb der Prämissen des »Mythos des Gegebenen« verbleibt.<sup>33</sup> Der »Mythos des Gegebenen« behauptet, unser subjektives Erkennen fasse erst Fuß, wenn ihm etwas objektiv, von »außen«, gegeben wurde. Dieses Gegebene nimmt einen besonderen und, wie wir sehen werden, problematischen epistemischen Status ein. Obgleich es innerhalb der Sphäre des subjektiven Begreifens liegt – schließlich muss sich das Subjekt darauf beziehen können –, gilt es doch als unmittelbare Wirkung oder Abbild der objektiven Welt. Die Beispiele für solche »Gegebenen« sind meistens Sinnesdaten oder andere empiristische Modelle unmittelbarer Wahrnehmung, doch auch platonische Ideen können diese Rolle spielen. Das Gegebene wird als Teil der *objektiven* Welt vorgestellt und ermöglicht daher den »Kontakt« des (subjektiven) Geistes mit der Welt:

»The idea [of the given] is that when we have exhausted all the available moves within the space of concepts, all the available moves from one conceptually organized item to another, there is still one more step we can take: namely, pointing to something that is simply received in experience.«  
(MW, 6)

Ich werde hier nicht auf die eigenständige Argumentation eingehen, mit der McDowell in *Mind and World* zu zeigen versucht, dass die Idee des Gegebenen notwendig inkohärent bleibt und daher als »Mythos« angesehen werden muss. Die Rekonstruktion der zeitgenössischen erkenntnistheoretischen Debatte, in der sich McDowell dort positioniert, würde

33 Dieser Ausdruck wurde von Wilfried Sellars in die angelsächsische Diskussion eingeführt (Sellars, *Empiricism and the philosophy of mind*).

den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Wichtig ist, dass McDowell auch Wittgenstein vor dem Hintergrund dieser Argumentationsfigur liest; sie strukturiert seine Kritik an Kripke und damit des Skeptizismus.<sup>34</sup>

Wir verbleiben also in dem Rahmen, der durch Kripkes skeptische Herausforderung gesteckt wurde. Und Kripkes »brute empirical fact« der Übereinstimmung, an dem sich die normative Korrektheit unserer Urteile ablesen lassen soll, weist genau das von McDowell im obigen Zitat beschriebene Strukturmerkmal des Gegebenen auf. Sie wird als Evidenz gedacht, mit der sich der Skeptizismus überwinden lässt. Anstatt immer neue Begründungen vorzulegen, die von McDowell als »Bewegungen innerhalb des Raums der Begriffe« umschrieben werden, wird die Frage gleichsam der Welt selbst zur Entscheidung vorgelegt.

Ein solches Datum, so McDowells Einsicht, stoppt den skeptischen Regress jedoch nur, wenn die dem Subjekt »gegebene« Welt selbst nicht in die Sphäre des Begrifflichen gehört. Nur so kann es die Autorität haben, die selbstbezüglichen Kreisbewegungen des Skeptikers zu unterbrechen. Doch eben diese *Trennung* von Begrifflichem und Nichtbegrifflichem ist für McDowell der Grund, dass sich innerhalb des Mythos des Gegebenen *gegen dessen eigenen Intentionen* die (skeptische) Ausgangsfrage wiederholt. Solange davon ausgegangen wird, dass die Normativität erst durch ein subjektives Erfassen der objektiven Welt konstituiert wird, müsse jeder Erklärungsversuch scheitern.<sup>35</sup>

Im Detail lässt sich die Schwierigkeit, sich innerhalb des Mythos des Gegebenen wieder der Welthaltigkeit der eigenen Urteile zu versichern, an Kripkes Antirealismus nachweisen. Kripkes affirmative Übernahme der skeptischen Prämissen macht es für ihn erforderlich, die für die normative Korrektheit des Regelfolgens verantwortliche Übereinstimmung auf einem Niveau zu situieren, das selbst noch keine Normativität voraussetzt. Das antirealistische Modell setzt auf öffentliche Überprüfbarkeit; der ganze Witz dieser Antwort, so McDowell, muss daher darin bestehen, dass die so beobachteten und miteinander verglichenen Reaktionen sich vollständig in *nicht-normative* Merkmale manifestieren. Die Übereinstimmung muss, um die gesuchte Erklärung zu liefern, *unabhängig* von den subjektiven Fähigkeiten und Kompetenzen gedacht werden, deren Normativität sie gerade erst begründen soll. Wäre es schon nötig, die Sprache zu *verstehen*, um herauszufinden, ob man mit einer Äußerung übereinstimmt, böten die öffentlichen Rechtfertigungsbedingungen kei-

34 In MW 19ff. wird Wittgensteins Privatsprachenargument als eine Kritik am Mythos des Gegebenen vorgestellt.

35 McDowell nennt diese Auffassung, dass wir nur durch eine Schematisierung gegebener »Fakten« Welt erschließen, auch »Kripkes master thesis«: »the thesis that whatever a person has in her mind, it is only by virtue of being interpreted in one of various possible ways that it can impose a sorting of extra-mental items into those that accord with it and those that do not.« (MI, 270)

ne wirkliche Alternative zu den klassischen Wahrheitsbedingungen. (FR, 346)

Dass es Kripkes Modell nicht gelingt, das Phänomen der Normativität zu rekonstruieren, ist nach McDowell somit der Trennung zwischen normativen und nicht-normativen Handlungen geschuldet, welche die gesamte Perspektive der Interpretation Kripkes bestimmt und ihr inhärent ist. Sie führt zu der beobachteten und auch von McDowell festgestellten Schwierigkeit, dass die bloße Übereinstimmung in den Reaktionen noch keine normative Übereinstimmung belegen kann. (FR, 336) Die empirische Übereinstimmung erlaubt nicht den Schluss auf eine Übereinstimmung in der Sache – doch sie *darf* ein solcher Beleg auch nicht sein, wenn sie den skeptischen Regress durchbrechen soll.

Der »Mythos des Gegebenen« liefert McDowell somit eine Erklärung für Kripkes Scheitern, welche die gesamte Fragestellung angreift. Das Problem ist die von Kripke unhinterfragt gebliebene Suche nach einer *Theorie*, die Sprache und Welt zu verbinden versucht, indem sie die Sprache an einer »gegebenen« Evidenz zu binden versucht. Dieser Weg ist problematisch, weil die beiden Forderungen, die der »Mythos des Gegebenen« an die Evidenz stellt, nach McDowell unvereinbar sind. Das Gegebene kann nicht gleichzeitig *außerhalb* des normativ-begrifflichen Raumes stehen, diesem ein Fundament verleihend, und doch zugleich eine normative Kraft zugesprochen bekommen, die es *innerhalb* des logischen Raums der Gründe situiert.<sup>36</sup> Gerade weil das Gegebene einen anderen epistemischen Status haben muss, um den skeptischen Regress zu stoppen, kann es dem Subjekt nicht unmittelbar normativ erschlossen sein. Doch damit kann diese Evidenz so oder anders aufgefasst werden, womit dem skeptischen Regress wieder Tür und Tor geöffnet wird. Aus dieser Differenz speist sich für McDowell das Grundproblem, an dem Kripke und andere Wittgensteininterpreten scheitern.

McDowell kann sich für seine Kritik auf Wittgenstein berufen, der noch in demselben Paragraphen, aus dem Kripke sein skeptisches Paradox bezieht, dieses als ein »Missverständnis« deklariert. Dort heißt es direkt nach der Feststellung, dass wir offenbar weder Übereinstimmung noch Widerspruch zu der Regel feststellen könnten:

»Daß da ein Mißverständnis ist, zeigt sich schon darin, daß wir in diesem Gedankengang Deutung hinter Deutung setzen; als beruhige uns eine jede wenigstens für einen Augenblick, bis wir an eine Deutung denken, die wieder hinter dieser liegt. Dadurch zeigen wir nämlich, dass es eine Auffassung einer Regel gibt, die *nicht* eine *Deutung* ist« (PU, §201)

36 MW, 7: »we cannot really understand the relations in virtue of which a judgement is warranted except as relations within the space of concepts«.

Der Grund dafür, dass wir »Deutung hinter Deutung setzen«, ist nach McDowell im Mythos des Gegebenen zu suchen. McDowell gibt Kripke somit Recht, wenn dieser Wittgensteins Antwort auf das Regelparadox in dem Begriff der Praxis sucht (»Darum ist ›der Regel folgen‹ eine Praxis«, PU §202); die Praxis und unsere Zugehörigkeit zu ihr müssen jedoch anders verstanden werden. McDowells Antwort auf den Skeptiker zeichnet sich dadurch aus, dass er den gesamten »Mythos des Gegebenen« und seine Dualismen zu verwerfen versucht. Das ist der Kern seiner therapeutischen Lesart Wittgensteins: Indem wir die Fruchtlosigkeit der fraglichen Trennungen von Begrifflich und Nichtbegrifflich, subjektives Innen und objektives Außen erkennen, lernen wir, auf solche Konstruktionen wie den Antirealismus zu verzichten. Diese resultieren aus dem Versuch, eine Sicht »von der Seite« aus unser Weltverhältnis einzunehmen – »from a standpoint independent of all the human activities and reactions« (NCR, 207). Eine von unserem In-der-Welt-sein abstrahierende Perspektive ist gezwungen, dem vermeintlichen Grund unseres Weltverhältnisses, dem Gegebenen, jenen uneinlösbaren epistemischen Status zu verleihen, dessen Unhaltbarkeit McDowell vorführt. Er plädiert daher für ein grundsätzlich gewendetes Verhältnis von Sprache und Welt: Die Welt ist demnach nicht erst ein Gegenstand, den wir uns erschließen, sondern wir sind immer schon in einer Welt, die uns erschlossen ist, und das normativ. Analog zu Kants kopernikanischer Wende dreht McDowell das Bedingungsverhältnis um: Es steht nicht mehr zur Diskussion, wie wir durch die Praxis zur Erkenntnis gelangen – das würde die skeptische Perspektive »von der Seite« verlangen; sondern es gilt zu verstehen, dass unsere Erkenntnis sich nach unserer Praxis richtet.<sup>37</sup> Mit diesem »transzendentalen Argument« (FR, 347) ist für McDowell der Weg frei für die Einsicht, dass die dem Regress vorausgehende Prämisse das eigentliche Problem ist, auf das der Skeptizismus hinweist.

## 2.2.2 Transparenz

McDowell liefert eine Wittgensteindeutung, welche der Grundidee einer »Philosophie von innen« gerecht zu werden versucht. Er begreift die Schwierigkeit, auf die das philosophische Projekt der Kritik stößt, als die Folge des »Mythos des Gegebenen«, und will uns davon überzeugen, dass wir eine alternative Sicht entwickeln können. Diese ruht wesentlich auf der Annahme, dass wir die skeptische Metaphysik nicht brauchen, um die Möglichkeit einer freien und rationalen Distanznahme *innerhalb* unserer Praxis zu konzipieren. Unsere Teilnahme an der Praxis *begründet* für ihn nicht, was wir meinen und erkennen; sie ist die unhintergehbare *Bedingung* der Möglichkeit unseres Welt- und Selbstverhältnisses.

37 Hurley, *Wittgenstein on Practice and the Myth of the Giving* nennt diese Position kritisch ein »Myth of the giving«.

Um diese These zu vertiefen, muss McDowell eine Konzeption der Praxis vorlegen, welche die *Zugehörigkeit* zur Praxis, auf die Wittgenstein schließlich als Reaktion auf den skeptischen Zweifel hinweist, nicht mehr aus einem Gegebenen ableitet.<sup>38</sup> Im Gegensatz zu Kripke muss er die *Unmittelbarkeit* der subjektiven Erkenntnis behaupten, damit die Frage, die den Skeptiker beschäftigt, erst gar nicht aufkommt. Die skeptische Fragestellung zurückzuweisen, heißt so für McDowell zugleich auch, die Objektivität des subjektiven Erkennens zu rehabilitieren. McDowell akzeptiert Kripkes These nicht, das individuelle Verstehen könne dem Skeptiker nichts entgegensetzen. Das Individuum habe durchaus das Recht, sein Verständnis der Regel für verbindlich zu erklären, und daher könne man, um die Terminologie Kripkes zu benutzen, durchaus von einem »Fakt« des Verstehens reden: Wittgenstein lasse uns »perfectly at liberty [...] to think of the grasp of a rule that is in question as a fact about the person who enjoys it, if it pleases or helps us to do so.« (MI, 268)

Dass dieser Entwurf nicht ein Rückfall in die Subjektphilosophie bedeutet, sichert McDowell durch drei zusammenhängende Thesen ab. Das Subjekt kann sich nur aus der Perspektive als Teilnehmer einer Praxis beurteilen; es hat in diesem Rahmen gelernt, spontan und unmittelbar auf die Situation zu reagieren; und dank der Teilnahme und der vorangegangenen Initiation in die Praxis ist diese Reaktion auch intrinsisch normativ. Wieder steht also, wie bei Kripke, die unmittelbare Reaktion im Vordergrund; diesmal jedoch nicht als konstitutiver Grund der Normativität, sondern als Folge der Initiation in eine Praxis, die das skeptische Paradox erst gar nicht aufkommen lassen soll.

Die Argumentation für die erste These haben wir bereits entwickelt: Die Praxis ist für McDowell die Bedingung der Möglichkeit unseres Erkennens und Urteilens, weil wir nur in ihr überhaupt über Normativität verfügen. Der Versuch, die Praxis zu transzendieren und das *Verhältnis* des Subjekts zur Praxis aus einer Außenperspektive zu untersuchen, führt den Mythos des Gegebenen fort.

McDowells zweiter wichtiger Punkt ist seine Insistenz auf die Notwendigkeit einer Initiation in die Praxis. Mit ihm versucht er Wittgensteins Behauptung gerecht zu werden, es gebe eine »Auffassung der Regel«, die »nicht eine Deutung« sei (PU, §201). Jene spontanen und unvermittelten Reaktionen, mit denen wir in einer Praxis reagieren, sind für McDowell nicht einfach Reaktionstendenzen. Sie gelten ihm als Ausdruck unserer kulturell erworbenen *zweiten Natur*. Die zweite Natur ist für McDowell das Ergebnis der Akkulturation, der Initiation des Individuums in die Praxis. Durch den Prozess der *Bildung*, wie McDowell das Hineinwachsen in die Praxis auch nennt, erwirbt das Individuum die Begriffe und

38 Vgl. etwa: »ich habe auch noch angedeutet, dass sich einer nur insofern nach einem Wegweiser richtet, als es einen ständigen Gebrauch, eine Gepflogenheit gibt« (PU, §198)

Urteile der Praxis, es wird Subjekt.<sup>39</sup> Mit der »Naturhaftigkeit« des so erworbenen Habitus will McDowell betonen, dass die erworbene Fähigkeit nicht als rein soziales Produkt begriffen werden kann. Normativität ist für ihn ein kulturelles Phänomen, das auf natürlichen Anlagen beruht, die in der Bildung zur Entfaltung kommen. Der Begriff der zweiten Natur betont zugleich Objektivität wie Spontaneität des subjektiven Urteils: Was uns zur zweiten Natur geworden ist, bedarf keiner vermittelnden Deutungsprozesse, noch muss es von der »ersten« Natur kategorisch getrennt werden.<sup>40</sup>

McDowells Antwort auf den Skeptiker beruht somit wesentlich auf der Idee, dass aus der Perspektive *als Teilnehmer* einer Praxis die vom Skeptiker gesehene Erkenntnishindernisse gar nicht auftreten. Wir *brauchen* keine philosophischen Belege für unser Welt- und Selbstverhältnis, so McDowell. Wir können unmittelbar die Welt erkennen, wie sie ist, und wir sind uns auch einander verständlich. »Innere« Zustände wie Intentionalität oder Bedeutung müssen wir nicht erst am gegebenen Verhalten der anderen rekonstruieren.

Diese Antwort ist jedoch erst komplett, wenn sie einen entscheidenden Dualismus aufhebt, von dem die antirealistische Lesart noch ungefragt ausgeht: die Trennung eines normativen »Innenraums« von einem nicht-normativen »Äußeren« des Subjekts. McDowells dritte These ist somit, dass wir den Menschen fälschlicherweise in solchen philosophischen Reflexionen ausschließlich der ersten Natur zurechnen. Beobachtbares Verhalten sei kein »bloßes« Verhalten, ohne geistige Zutat, zu dem die »innere« Absicht noch hinzugedacht werden müsse. McDowell hat hier vor allem die neuzeitliche Trennung von Natur und Geist im Blick. Gegen sie gelte es, die Expressivität unseres Verhaltens anzuerkennen. (CDK, 393) Innere Zustände sind für McDowell Fakten, die wir an anderen mit demselben Recht wie »äußere« Sachverhalte erkennen und identifizieren können. Erst der objektivierende Blick von der Seite lasse aus unserer Beziehung zu anderen *Menschen* eine Beziehung zu (nur noch im biologischen Sinne menschlichen) *Körpern* werden – als seien diese ausdruckslos, und wir müssten erst noch herausfinden, was sich in ihnen verbirgt.

McDowell bezeichnet selbst diese Annahme einer wechselseitigen *Transparenz* der Teilnehmer einer Praxis als den zentralen Punkt, an dem sich seine Lesart Wittgensteins vom Antirealismus unterscheidet (FR, 351). Anstatt davon auszugehen, dass wir unsere jeweiligen inneren Zustände und damit unser Verständnis der Regel an der – wie McDowell schreibt – bloßen »Oberfläche« (FR, 348) des Sprachverhaltens vonein-

39 Mit dem Begriff der *Bildung* reiht sich McDowell bewusst in die hermeneutische Tradition ein; vgl. dazu Bubner, *Bildung and second nature*.

40 Vgl. zu einer Diskussion des Verhältnisses der ersten, »humeanischen« Natur zur zweiten McDowell, *Two Sorts of Naturalism* sowie MW, Vorlesung V.

ander ablesen müssen, verfügen wir als Teilnehmer über die Kompetenz, objektives Wissen über uns und die anderen zu gewinnen. Diese Objektivität lässt sich nicht, wie der Skeptiker fordert, »von außen« begründen, doch sie ist innerhalb der Perspektive als Teilnehmer einer Praxis einlagbar. Eine Sprache zu teilen, heißt für McDowell, dass sich ihre Mitglieder auch geistig aufeinander beziehen können, ohne auf die den Skeptizismus einladende Deutung angewiesen zu sein:

»shared membership in a linguistic community is not just a matter of matching aspects of an exterior that we present to anyone whatever, but equips us to make our minds available to one another«. (FR, 350)

Die These der *normativen Transparenz* der Teilnehmer einer Praxis erweist sich als das entscheidende positive Argument, mit dem McDowell sein therapeutisches Projekt begründet. Da unser »Innerstes« für ihn gleichermaßen Teil der normativen Praxis ist wie die vom Antirealismus allein betrachtete »äußere« Körperoberfläche, kann die spontane Reaktion auch unmittelbar als Ausdruck unserer *normativen* Bindung an kollektive Regeln und Gebrauchsweisen verstanden werden. Die Suche nach einem vermittelnden Element kann entfallen.

### 2.3 Skeptische Rückfragen

Der Skeptiker soll durch die Transparenzthese zu der Einsicht gebracht werden, dass sich sein Problem nur dadurch ergibt, weil er denkt, er müsse die Praxis transzendieren, um zu sicherer Erkenntnis zu gelangen. McDowell will dagegen nachweisen, dass eine solche Überschreitung der Praxis weder möglich noch nötig sei. Aus der Perspektive als *Teilnehmer* einer Praxis stelle sich nach McDowell die Frage erst gar nicht, welche Deutung unserer spontanen Handlung zugrundeliegt. Positiv formuliert ist es unsere *Zugehörigkeit zur Praxis*, die eine Konzeption des Regelfolgens erlaubt, die auf eine vermittelnde Deutung verzichtet. Wir gehören zu einer Praxis, sind Teilnehmer einer Praxis, und als solche sind wir uns (und ist uns die Welt) transparent.

In welchem Sinne kann die Zugehörigkeit zur Praxis vorausgesetzt werden? Ein näherer Blick auf den Praxisbegriff McDowells weckt Zweifel, ob dessen transzendente Wendung dem Skeptizismus etwas entgegensetzen kann. McDowells Diagnose wechselt zwischen verschiedenen Ebenen, auf denen ein Begriff der »Praxis« angesiedelt werden könnte. Die Praxis wird zum einen identifiziert mit »unseren menschlichen Aktivitäten« (NCR, 207), was der klassischen Transzendentalphilosophie am nächsten kommt. In diesem Sinne ist auch McDowells Hauptargumentation zu verstehen, dass wir unser Verhältnis zur Praxis nicht philosophisch rechtfertigen können (noch müssen): Sie wiederholt das

Kantische Argument, dass wir unsere Fähigkeit zur Erkenntnis nicht philosophisch begründen können, weil eine solche Begründung schon Erkenntnis voraussetzt.<sup>41</sup> Diese allgemeine Ebene kann im Grunde auf eine Theorie der *Praxis* verzichten, denn hier steht nur das Verhältnis des Subjekts zur Welt im Blick. McDowell besteht jedoch darauf, dass mit Wittgenstein durchaus ein konkreter Begriff der Praxis angesprochen ist. Schon seine Aufzählung, die Antwort auf das Problem des Regelfolgens bestünde in der Zugehörigkeit des spontanen Aktes »to a custom, practice, or institution« (FR, 342), erwähnt mehrere Praktiken, und nicht nur eine (allgemein menschliche) Praxis. So spricht McDowell auch manchmal von speziellen Praktiken wie den »mathematical practices« (NCR, 211), Praktiken, die sich ganz offensichtlich *innerhalb* »unserer menschlichen Aktivitäten«, oder als Teil derselben, ausdifferenziert haben.

Die Praxis steht so einmal für die transzendente Wendung, die auf die Idee einer Begründung des Verhältnisses des Subjekts zur Welt zu verzichten erlaubt, und andererseits für konkrete kulturelle Institutionen und Gebräuche. Diese Doppelstruktur des Praxisbegriffs weckt den Verdacht, dass hier ein Problem verborgen liegt. Zwar lässt sich auf einer »transzendentalen« Ebene behaupten, unsere Zugehörigkeit zur Praxis ließe sich nicht begründen; doch im Falle konkreter Praktiken kann ohne weiteres und mit Recht eine Begründung dafür eingefordert werden, ob eine Handlung Teil dieser (und nicht jener) bestimmten Praktik ist.<sup>42</sup>

Die konkreten Praktiken, wie im Fall der von McDowell selbst als solche bezeichneten mathematischen Praktiken, konstituieren einen Erkenntnisbereich. Was für Teilnehmer innerhalb der Praxis unmittelbar Sinn hat, ist außerhalb von ihr unverständlich; von innen ist sich das Subjekt seines Urteils gewiss, von außen verstrickt es sich in skeptische Zweifel. Eine solche Grenzziehung legt McDowell selbst nahe, wenn er in einem typischen Zitat eine starke Trennlinie zieht zwischen Teilnehmern und Außenstehenden:

»For someone *who is party* to the relevant practice, a sign-post is something that points this way. And that is what a sign-post as such is. It is true that for someone *who is not party* to the practice, an object that is a sign-post might be merely a board of certain configuration affixed to a post. But it is disastrous to conclude that what points the way, to someone to whom a sign-post does point the way, is such a thing – a board on a post – under an interpretation. On the contrary, what points the way is a sign-post, something

41 Zu der These, dass McDowells Projekt auf »zwei Säulen« ruhe, nämlich Kant und Wittgenstein, er aber Wittgenstein zu stark an Kants assimiliere, vgl. Kern, *Einsicht ohne Täuschung*.

42 Wittgenstein selbst fordert eine solche Unterscheidung beispielsweise in den PU ein, wo er fragt, ob ein Schüler tatsächlich schon lesen kann, PU §§156ff.

that is what it is *by virtue* of its involvement in the relevant practice. And it points the way, to *those who are party* to the practice, without their needing to put an interpretation on it.« (BW, 251; meine Hervorhebungen)

Ich habe die Stellen hervorgehoben, in denen McDowell die Zugehörigkeit als notwendiges Kriterium für die gegen den Skeptiker eingeklagte unmittelbare Bedeutung ausspricht. McDowell betont an diesen Stellen, dass für jemanden *außerhalb* dieser Praxis – für jemanden, der die erforderliche Initiation nicht durchlaufen hat – das spontane Urteil des initiierten Subjekts keine normativ verbindliche Kraft hat. Was innerhalb der Praxis unmittelbar als ein Wegweiser erkannt wird, ist außerhalb ihrer eine bloße »Konfiguration« (»a board of certain configuration«), deren Sinn sich dem Subjekt verschließt. Die Praxis zieht daher eine konkrete Grenze, an der sich Sinn und Unsinn voneinander scheiden. So ergänzt McDowell die bereits zitierte Transparenzthese noch im selben Satz um den Gegensatz von Innen und Außen:

»shared membership in a linguistic community is not just a matter of matching in aspects of an exterior that we present to anyone whatever, but equips us to make our minds available to one another, by confronting one another with a *different* exterior from that which we present to outsiders.« (FR, 351; meine Hervorhebung)

Das »andere Äußere«, über das wir nach McDowell untereinander als Teilnehmer einer Praxis verfügen, ist die normativ gehaltvolle Äußerung. Sie steht uns als Teilnehmer offen, doch nur *als* Teilnehmer. Deshalb kann McDowells Begriff der »Zugehörigkeit zu einer Praxis« nicht nur in dem transzendentalen Sinn verstanden werden, dass wir das Erkennen (das Erkennen schlechthin) selbst nicht objektiv begründen können. Diese Einsicht sei hier geschenkt. Die Zugehörigkeit zieht auch eine Trennlinie zwischen verschiedenen Praktiken, in der Vielzahl, wie zwischen verschiedenen Sprachen. Diese Trennlinie innerhalb der menschlichen Gemeinschaft eröffnet »uns« eine andere, normativ bereicherte Perspektive gegenüber den »outsiders«. Wo wir innerhalb einer bestimmten Praxis Wissen und Erkenntnis gewinnen können, fehlt uns diese Möglichkeit ausserhalb ihrer.

Dies erlaubt *unter Anerkennung* der von McDowell eingeklagten »transzendentalen Wende« das skeptische Problem durchaus auch als einen Konflikt zwischen zwei Praktiken, als ein *innerweltliches* Problem, zu rekonstruieren. Kripkes Skeptiker behauptet ja nicht, die spontane Antwort des Subjekts sei völlig unverständlich. Sie sei vielmehr – als eine Antwort, die sich auf das Verständnis des »+«-Zeichens als Symbol einer *Addition* beruft – nach Maßgabe der gegebenen Fakten nicht das einzige

mögliche Verständnis. Der skeptische Gegenentwurf, nach dem das »+«-Zeichen eine *Quaddition* bezeichnet, kann ohne weiteres so reformuliert werden, dass hier auf eine von der Addition abweichende *Praktik* hingewiesen wird. So gesehen, behauptet der Skeptiker zunächst nur, dass das herausgeforderte Subjekt sich in seinem Urteil von der falschen Praxis leiten lässt – oder, um die in McDowells Augen irreführende Metapher des Leitens zu umgehen, sich in der falschen Praxis befindet (oder sich der falschen Praxis zuordnet).

Ausgehend von dieser Differenz, in der das skeptische Problem einen Konflikt innerhalb »unserer menschlichen Praxis« aufgreift, kann der Skeptiker jetzt wie schon bei Kripke mit seiner Argumentation den Opponenten in den Regress treiben. Der Skeptiker fordert die Beweispflicht dafür ein, die spontan gegebene Antwort als Teil *dieser* Praxis (der Addition), als Teil *dieser* für sie konstitutiven Gebräuche (im Gegensatz zu denen der Quaddition) aufzufassen. Es stellt sich, mit anderen Worten, die Frage: wer legt fest, dass ein Subjekt mit seinen gegebenen spontanen Urteilen zu dieser Praxis, und nicht zu jener zu zählen ist? Wer oder was bestimmt die Grenze zwischen »insiders« und »outsiders«? *Auf* der Grenze zwischen den Praktiken wiederholt sich die von McDowell angegriffene Unterscheidung zwischen dem »Gegebenem« und seiner Deutung: gegeben ist das Zeichen »+«, herausgefunden werden muss, zu welcher Praxis die spontane Reaktion auf das Zeichen gehört. Es bedarf erneut einer Deutung. Und da diese verschiedenen Auffassungen wiederum mit Begriffen und Fakten operieren, die auch nur unter der Bedingung der Teilnahme an der Praxis zwingend normativ sind, kann sich wieder Deutung hinter Deutung reihen. War in Kripkes Exposition das Subjekt in seinem individuellen Selbstverständnis gestört, hinterfragt der Skeptiker jetzt das Subjekt in seinem *kollektiven* Selbstverständnis.

### 2.3.1 Andere verstehen

Die hier entwickelte skeptische Rückfrage setzt voraus, dass der individuelle Akt, den der Skeptiker betrachtet, sich mehreren Praktiken zuordnen lässt. Die Frage ist, mit anderen Worten, woran wir erkennen können, *als was* die vorliegende Handlung zu bewerten ist. McDowell kann sich gegen diese Kritik verteidigen, indem er darauf hinweist, dass sich aus seiner Perspektive die skeptische Gegenfrage gar nicht stellen *kann*. Als Teilnehmer einer Praxis ist es uns nach McDowell unmittelbar möglich, einander zu verstehen, ohne dabei auf eine vermittelnde Deutung zurückzugreifen. Dass wir eine andere Praxis und die in ihr vorgesehenen Züge nicht verstehen können, wäre somit keine epistemologische Frage. Wir stießen hier einfach an die Grenzen unserer individuellen *Bildung*,

die sich auf bekannte Art und Weise schließlich auch erweitern lassen.<sup>43</sup> Die Grenzen zwischen den Praktiken, so könnte McDowells Verteidigung lauten, stellen uns nicht vor das skeptische Problem, sondern zeigen die Grenzen unserer notwendigerweise nur in spezifischen Praktiken erworbenen zweiten Natur auf. Es hat keinen Sinn, für diese Beschränkung noch eine philosophische Begründung suchen zu wollen.

Diese Replik würde die skeptische Rückfrage beantworten, indem sie die kantische Wendung des Praxisbegriffs hervorhebt. Doch das skeptische Problem, wie es hier rekonstruiert wurde, muss gar nicht auf die von McDowell zu Recht abgewiesenen »view from nowhere« zurückgreifen. Tatsächlich taucht der Konflikt in der Konfrontation zweier konkreter Praktiken auf, er ist somit selbst schon innerweltlich. Es geht also zunächst um die Frage, ob wir eine gegebene Äußerung oder Handlung dieser oder jener Regel zuordnen. Und hier lässt sich eine Parallele zu einer anderen skeptischen Problematik festhalten, der auch McDowell seine Aufmerksamkeit widmet: Der *Skeptizismus des Fremdpsychischen* bezweifelt, dass wir je ein gesichertes Wissen über die inneren Zustände des anderen gewinnen können. Sein kanonisches Beispiel ist der Schmerz: woher weiß ich, dass mein Gegenüber Schmerzen hat? Spielt er sie nur vor, oder empfindet er sie wirklich? Diese Fragestellung, die paradigmatisch für das Problem des Fremdpsychischen ist, gleicht der hier entwickelten Ausgangssituation, die der Skeptiker extrapoliert. Sowohl »Schmerzen vorspielen« als auch »Schmerzen zeigen« sind Elemente bestehender Praktiken. So könnte dasselbe beobachtbare Verhalten Teil eines Theaterspiels sein oder im Rahmen einer echten medizinischen Untersuchung auftauchen.

Der Skeptizismus des Fremdpsychischen stellt somit McDowells These auf den Prüfstand, dass wir selbst unter Berücksichtigung seiner transzendentalen Abwehr des »Blickes von der Seite« mit Recht davon reden können, über den anderen gesichertes *Wissen* über dessen geistige, emotionale und anderweitig »innere« Zustände zu gewinnen. Das wird der Grund sein, dass McDowell sich auch mit dieser Form des Zweifels beschäftigt.<sup>44</sup> Er versucht, eine Konzeption zu entwickeln, die der innerpraktischen Skepsis standhält und so der Transparenzthese Kontur verleiht. Indem McDowell die skeptische Behauptung zurückweist, wir verfügten über kein begründetes Wissen über den anderen, kann er seine eigene These vertiefen, dass wir uns selbst *normativ* transparent sind – dass wir also innerhalb der Praxis über begründetes Wissen darüber verfügen, was die anderen Teilnehmer der Praxis tun und denken.

Das Problem konzentriert sich somit auf die Frage, mit welchem Recht wir in Anspruch nehmen können, etwas über den anderen zu wissen.

43 McDowell spricht in einer Stelle, wo er dieses Problem kurz anspricht, von der Möglichkeit einer Horizontverschmelzung im Sinne Gadamers. (MW, 36f.)

44 Vgl. dazu vor allem CDK; aber auch McDowell, *Knowledge and the Internal*.

Die klassische Antwort rekurriert in der Verteidigung dieser Möglichkeit auf *Kriterien*. Kriterien sind, dieser verbreiteten Lesart Wittgensteins folgend, als »äußerer« Ausdruck »innerer« Zustände zu verstehen.<sup>45</sup> Sie lösen das Problem des Fremdpsychischen, indem sie das beobachtbare Verhalten in den Rang einer *Evidenz* für das »Innere« erheben: Wenn ich erkenne, dass das beobachtbare Verhalten Schmerzverhalten ist (und das heißt: dass es die Kriterien für Schmerz erfüllt), dann kann ich mir *gewiss* sein, dass diese Person auch Schmerzen hat. Schließlich – so das Argument – verfüge ich überhaupt nur über einen Begriff von Schmerz, wenn ich auch weiß, was es für mich als Beobachter *heißt*, gerechtfertigterweise von Schmerzen reden zu können. Ich muss lernen, Schmerzen als solche zu erkennen; dieses Wissen erwerbe ich mit den Kriterien. Aufgrund dieser *logischen* (Baker und Hacker sprechen von einer *internen*) Verbindung der Kriterien mit ihrem Gegenstand kann der Skeptizismus, so die Auffassung, nicht greifen.<sup>46</sup> Um überhaupt die skeptische Frage nach dem Gegenstand zu verstehen, müsste man bereits über funktionierende Kriterien verfügen, womit ein *prinzipieller*, jeden Gegenstand vernichtender Zweifel ausgeschlossen wird.

Schon dieser kursorische Überblick sollte deutlich gemacht haben, dass McDowell *diese* Auffassung von »Transparenz« nicht teilen kann. Zu stark verbleibt die traditionelle Lesart der Kriterien in den Dichotomien von »Innen« und »Außen«, die McDowell ablehnt. Tatsächlich kann, wie McDowell einwendet, diese Reaktion auf den Skeptizismus des Fremdpsychischen (die im folgenden der Einfachheit halber »antiskeptische Position« genannt wird) den Anspruch nicht einlösen, den sie zu verteidigen versucht. Ihr Problem ist die durch ihre Grundperspektive erzwungene Zweideutigkeit der kriteriellen Evidenz. Die beobachtbaren Verhaltensweisen und -merkmale können *gleichermaßen* Grundlage für ein wahres wie für ein falsches Urteil sein, da auch die antiskeptische Position einräumen muss, dass wir uns trotz gegebener Kriterien auch in unserem Urteil täuschen können. Selbst, wenn die Kriterien erfüllt sind, bleibt der mit ihnen verbundene Erkenntnisanspruch daher immer anfechtbar (*defeasible*). Damit jedoch, so McDowells Einwand, wird nicht ersichtlich, wie Kriterien überhaupt eine konstitutive Rolle in der Identifikation innerer Zustände zugeschrieben bekommen kann. Das Subjekt kann auf der Grundlage derselben kriteriellen Basis dafür eintreten, dass das mit den Kriterien assoziierte Urteil stimmt oder nicht. Wie jedoch lässt sich von einem Wissen reden, wenn man keinen Unter-

45 Cavell nennt diese Auffassung die »Malcolm-Albritton-View« (CR, 37-48); die maßgeblichen Aufsätze von Malcolm, Albritton und anderen finden sich bei Pitcher, *Wittgenstein: the philosophical investigations*. Die hier referierte Deutung der Kriterien hält sich durch bis zu Baker/Hacker, *Wittgenstein: Rules, Grammar and Necessity*, 176.

46 Baker/Hacker: *Wittgenstein: Rules, Grammar and Necessity*, 243.

schied aufzeigen kann zwischen den Fällen *p* und *nicht-p*? Angesichts der Tatsache, so McDowell, dass auch im Idealfall, wenn für das Subjekt alle erfahrbaren Kriterien erfüllt sind, ein Irrtum möglich ist, verliert die Behauptung ihren Sinn, mit Kriterien verfügten wir über festes Wissen. (CDK, 372) Die Behauptung, Kriterien definierten einen inneren Zustand, wird leer, da nicht mehr prüfbar. Es wird unverständlich, wie das Subjekt innerhalb des antiskeptischen Modells überhaupt behaupten kann, je etwas über das »Innere« seines Gegenübers zu wissen.<sup>47</sup>

Da McDowell durchaus der Meinung ist, die Subjekte könnten voneinander Wissen gewinnen, sucht er eine alternative Erklärung für die gesuchte Transparenz des »Inneren«. Seine Argumentationsstrategie gleicht dem oben entwickelten Schema: er identifiziert zunächst die Prämisse, welche zu der beobachteten Schwierigkeit der antiskeptischen Position führt, um dann aus ihrer Ablehnung heraus seine eigene Erklärung zu entwickeln.

Das Grundproblem der antiskeptischen Konzeption ist nach McDowell in die von ihr übernommene neuzeitliche Annahme, dass das subjektive »Innere« prinzipiell epistemologisch problematisch sei, während das »Äußere«, die beobachtbaren Verhaltensweisen und Gesten, uns unmittelbar gegeben ist. Auch die antiskeptische Erklärung verbleibt somit im Rahmen des »Mythos des Gegebenen«. Ihr Scheitern hat denselben Grund wie Kripkes Versuch, eine Theorie der Normativität zu entwickeln: Das »äußerlich« Gegebene, in diesem Fall die Kriterien, muss zugleich ein normativer Grund sein, der unser Urteil rechtfertigt, und doch als unmittelbare Evidenz außerhalb des logischen Raums der Gründe liegen. Daher bleibt dem Antiskeptiker gar nichts anderes übrig, als die stets auf der »Außenseite« befindlichen Kriterien bestenfalls als anfechtbare Urteilsbasis zu betrachten: »With this epistemological framework in place, it is undeniable that the warrants for our judgements about other minds yield, at best, defeasible support for them.« (CDK, 383) Da auch der Antiskeptiker die skeptische Prämisse teilt, das »Innere« sei verborgen und könne nur durch die beobachtbaren Kriterien erschlossen werden, *muss* seine Konzeption zu dem Resultat führen, dass ein und dieselbe Erfahrungsbasis – nämlich die Kriterien – Grundlage eines richtigen wie eines falschen Urteils sein kann. Und wie dem Antirealismus gelingt auch der antiskeptischen Konzeption damit nicht der Sprung von der beobachtbaren Evidenz zu dem, was sie anzeigen soll.

Entsprechend bietet McDowell für das Problem des Fremdpsychischen einen Entwurf an, der auf die Idee einer Deutung verzichten kann

47 Eine potenzielle Verteidigung des kriteriellen Modelles wäre, die Umstände mit zu der Konstitution des fraglichen Wissens heranzuziehen. Doch das heißt nur, *weitere* Kriterien anzunehmen. McDowell konzentriert sich zu Recht auf die unterstellte konstitutive Rolle der Kriterien; ihre Zahl und ihr Umfang sind im Grunde irrelevant.

– eben die Transparenzthese. Der Weg dahin führt über die Ablehnung der von Skeptizismus und Antiskeptiker geteilten Prämisse, dass Kriterien und »innere« Zustände zwei logisch unabhängigen Kategorien zugehören. Wie es beim Regelfolgen für McDowell ein Irrtum ist, anzunehmen, der interpretierende Geist müsse das Gegebene erst noch deuten und verstehen, liegt der Fehler von Skeptiker und Antiskeptiker nach McDowell in der Annahme, Geistiges sei dem Subjekt nur indirekt »gegeben«: »what Wittgenstein does is to reject the sceptic's conception of what is given.« (CDK, 385). Auch hier »therapiert« McDowell die falsche Entgegnung auf den Skeptiker, statt sie zu widerlegen.

Ein erster Schritt der Therapie ist, die *Expressivität* des Körpers anzuerkennen. Wir hatten diesen Schritt bereits vorgestellt, als in die Transparenzthese eingeführt wurde; in McDowells Diskussion des Fremdpsychischen zeigt sich ihre systematische Bedeutung. Unser primäres Verhältnis zueinander ist für McDowell nicht das zu toten Körpern, die wir erst kognitiv beleben; Körper haben für uns Ausdruck, sind lebendig; sie sind Leib. Der Skeptiker versucht, unsere Beziehung zwischen Menschen durch eine Beziehung bloßer Körper zu ersetzen; McDowell plädiert dafür, die Einheit<sup>48</sup> von Körper und Geist wiederherzustellen, so dass es nicht *prinzipiell* nötig ist, vom Körper auf den Geist zu schließen. Der Verzicht auf eine »Rekonstruktion« des Inneren bedeutet nach McDowell ein Verzicht auf Deutungen:

»Wittgenstein's response to the sceptic is to restore the concept of human being to its proper place, not as something laboriously reconstituted [etwa durch Deutungen], out of the fragments to which the sceptic reduces it [...] but as a *seamless whole unity* we ought not to have allowed ourselves to lose sight in the first place.« (CDK, 384; meine Hervorhebung)

Der zweite Schritt der Therapie ist, das Problem des Antiskeptikers zu beseitigen, dass Kriterien eine nur anfechtbare Evidenz bieten. Unter Verzicht auf die metaphysische Prämisse, dass dem Subjekt nur »unbe-seelte« Erfahrungen zugänglich sind, bleibt die Schwierigkeit, dass wir

48 Ohne die Parallele überzustrapazieren, muss an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass McDowells Argumentation genau die entscheidende These Rousseaus wiederholt: Auch Rousseau kennt einen unmittelbaren, unverfälschten Ausdruck, in dem sich die Wahrheit des Herzens direkt manifestiert; und für Rousseau führt der Weg zu einem richtigen Welt- und Selbstverhältnis über die Anerkennung dieser natürlichen Sprache, die von der Kultur korrumpiert und verdeckt wird. Das ganze Thema der »Transparenz« und ihrer Verkennung und Verfremdung ist das Leit- und Lebensthema Rousseaus, wie Starobinski, *Rousseau. Eine Welt von Widerständen* zeigt. – Dieser Vergleich legt nahe, dass McDowell ein zutiefst romantisches Thema des, wie man es Heidegger variierend nennen könnte, unmittelbaren Mit-Seins in die analytische Diskussion wieder hineinträgt. Das zeigt sich auch in dem affirmativen Bezug McDowells zu dem frühen Marx der Pariser Manuskripte (vgl. MW 117).

uns trotzdem in unserem Urteil über andere irren können. McDowell schlägt daher eine *disjunktive* Konzeption der Erkenntnis vor. Ihr zufolge nehmen wir *entweder* den Zustand des anderen so wahr, wie er ist, *oder* wir nehmen ihn nur scheinbar wahr. Diese Auffassung zieht eine scharfe Trennlinie zwischen richtigem und falschem Urteil. Das richtige Urteil offenbart uns das »Innere« des anderen unmittelbar, in ihm wird uns diese Wirklichkeit manifest. Das falsche Urteil hingegen täuscht vollständig. Wir deuten also die Kriterien nicht falsch, sondern es liegen keine Kriterien vor. Im Unterschied zum Antiskeptiker beziehen sich falsches und richtiges Urteil bei McDowell somit nicht mehr auf dieselbe Erfahrungsbasis. Kriterien sind für die disjunktive Konzeption nur dann gegeben, wenn das Urteil stimmt; im Irrtumsfall *scheinen* sie nur gegeben zu sein.<sup>49</sup> So möchte McDowell die Einsicht Wittgensteins festhalten, dass »wir mit dem, was wir meinen, nicht irgendwo vor der Tatsache [halten]: sondern meinen, daß *das und das – so und so – ist.*« (PU, §95).

Die disjunktive Konzeption der Erkenntnis bleibt unverständlich, wenn sie von der therapeutischen Zurückweisung der Metaphysik des Skeptikers getrennt wird; beide Schritte gehören zusammen. Erst die »Therapie« des szientistischen Menschenbildes öffnet uns auf die Möglichkeit hin, dass wir von den geistigen Zuständen anderer unmittelbare Kenntnis erlangen können, etwa durch körperlichen Ausdruck. Kriterien sind für McDowell weiterhin die Basis unserer Wissensurteile; sie werden jedoch nicht mehr als bloße, neutral beschreibbare Verhaltensdaten gesehen, sondern umfassen alles, was wir vom Subjekt *als* Mensch feststellen können.<sup>50</sup> Wie schon bei seiner Kritik des antirealistischen Modells des Regelfolgens zählt McDowell also auch den *Gehalt* subjektiver Äußerungen zu den Kriterien. Insofern Kriterien in diesem Modell beanspruchen, direkten Zugang zum manifesten »Inneren« zu gewährleisten, wird der Irrtum entsprechend nicht als eine falsche Interpretation verstanden, sondern als der falsche Eindruck, dass Kriterien vorliegen.

Zu der Therapie gehört auch, die disjunktive Konzeption nicht als die Erklärung eines rätselhaften Phänomens zu verstehen. McDowell liefert keine philosophische Beschreibung, wie das Subjekt zur Welt kommt, sondern will verständlich machen, wie wir subjektives Erkennen begreifen können, ohne die für den Skeptizismus nötige Kluft zwischen dem Erkennen und dem Erkannten annehmen zu müssen. Das Subjekt ist

49 Vgl. etwa folgendes Zitat: »in pretending, one [z.B. ein Schauspieler] causes it to *appear* that criteria for something ›internal‹ are satisfied (that is, one causes it to appear that someone else could know, by what one says and does, that one is in, say, some ›inner‹ state); but the criteria are not really satisfied (that is, the knowledge is not really available).« (CDK, 380)

50 »I think we should understand criteria to be, in the first instance, ways of telling how things are, of the sort specified by ›On the basis of what he says and does‹ or ›By how things look‹.« (CDK, 385)

immer schon in der Welt. Seine Erkenntnis und ihr Gegenstand sind ihm ineins gegeben: »*That things are thus and so is the content of the experience, and it can also be the content of the judgement*«. (MW, 26) Die disjunktive Konzeption liefere letztlich nur ein »truism«, mit dem – eben therapeutisch – die Neigung zurück getrieben werden soll, eine ontologische Lücke zwischen Geist und Welt anzunehmen. »All the point comes to is that one can think, for instance, *that spring has begun*, and that very same thing, *that spring has begun*, can be the case.« (MW, 27)

### 2.3.2 Die Wiederkehr des Skeptikers

Die disjunktive Konzeption der Kriterien ist das letzte Glied in McDowells Verteidigung seiner therapeutischen Lesart. Sie gibt eine Erklärung, wie wir die Transparenz der Teilnehmer verstehen können, ohne den Begriff der Praxis durch eine potenzielle Grenzziehung zu bestimmen, die vom Skeptiker ausgenutzt werden könnte. McDowells disjunktive Konzeption der Kriterien begreift Erkenntnis des Fremdpsychischen wie das Erkennen überhaupt als einen deutungsfreien, spontanen Akt. Das erlaubt scheinbar, dem skeptischen Einwand zu entgehen.

Im folgenden wird gezeigt, dass McDowells Konstruktion nicht die gewünschte Absicherung leisten kann. Ich werde diese Kritik in zwei Schritten entwickeln. Im ersten Schritt zeige ich, dass McDowells Modell der Transparenz durch disjunktive Kriterien dem Skeptiker nichts entgegengesetzt, da sie unter der Hand dem Subjekt nach wie vor eine *Entscheidung* abverlangt, ob es nun seinem phänomenal gegebenen Eindruck Glauben schenken soll oder nicht. In einem zweiten Schritt wird daraus der Schluss gezogen, dass McDowells Begriff der Praxis sich somit als ein epistemischer Begriff erweist. Die Bestimmung der Zugehörigkeit verlangt eine begründete Erkenntnis und kann somit vom Skeptiker angezweifelt werden. Gegen McDowells Intentionen erweist sich so auch seine Antwort auf den Skeptiker als intern wieder skeptisch, den Skeptiker einlassend.

*Das Problem der subjektiven Perspektive.* – McDowells therapeutische Beschreibung des Erkennens kann dem Skeptizismus letzten Endes nicht Einhalt gebieten, weil auch für sie alle Erkenntnis vom Subjekt ausgeht, d.h. von der subjektiven Erfahrung. Denn auch wenn McDowell disjunktiv zwischen der Illusion und der Wirklichkeit vorliegender Kriterien unterscheidet – in beiden Fällen ist dem Subjekt eine phänomenal identische Erfahrung gegeben, über deren Wahrheitsgehalt es noch zu *entscheiden* hat. Aus der Perspektive des Subjekts liegt kein Unterschied zwischen einem *manifesten* Sachverhalt und einer gleichartigen Täuschung vor.<sup>51</sup> Daher bedarf es wieder einer subjektiven Entscheidung:

51 Glendinning, *On being with others: Heidegger – Derrida – Wittgenstein*, 139, betont, dass McDowell der kartesischen Subjektkonzeption noch so weit

»it [die gegebene Erfahrung] becomes the content of a judgement if the subject *decides* to take the experience at face value«. (MW, 26; meine Hervorhebung)

McDowell räumt explizit ein, dass eine solche Unterscheidung zwischen dem subjektiv gegebenem Eindruck und der Realität getroffen werden muss. Man müsse dem »phänomenologischen« Argument gerecht werden, dass täuschende Wahrnehmungen phänomenal nicht von manifesten Sachverhalten zu unterscheiden seien. (CDK, 389) McDowell sieht darin jedoch kein Problem, wird hier doch nur der subjektive Schein betrachtet:

»The alternative conception can allow what is given to experience in the two sorts of case to be the same *in so far as* it is an appearance that things are thus and so; that leaves it open that whereas in one kind of case what is given to experience is a mere appearance, in the other it is the fact itself made manifest.« (CDK, 389)

Damit verschiebt sich jedoch nur die skeptische Fragestellung.<sup>52</sup> Wenn es *offen* bleibt, wie das Zitat nahelegt, ob die subjektive Wahrnehmung (»appearance«) tatsächlich einen Sachverhalt offenbart, wiederholt sich die Frage nach der Begründung des Urteils, dass der Sachverhalt vorliege. Der Skeptiker beruft sich ja gerade auf die Erfahrung *als* scheinbare Erfahrung; und McDowells Beschreibung, dass die scheinbare und die richtige Erfahrungen nur gleich sind, *insofern* wir uns des Urteils enthalten, würde der Skeptiker sofort bestätigen. Ihm geht es ja gerade darum ob das noch zu fällende Urteil richtig ist; er hinterfragt diesen Schritt. Da macht es keinen Unterschied, ob der Skeptiker den Schluss von den Kriterien auf die Fakten (Antiskeptiker) oder die vorgängige Identifikation der Kriterien selbst (McDowell) anzweifelt. In beiden Fällen ist mit ein und derselben Erfahrungsbasis die Möglichkeit gegeben, dass ein Irrtum vorliegt oder nicht.

Zu wissen, dass der andere Schmerzen hat, bedeutet daher *auch*, sich dafür zu entscheiden, dass er nicht nur Schmerzen vorspielt. In diese Lücke greift der Skeptiker. Denn woher weiß das Subjekt, dass es die richtige Entscheidung getroffen hat? Egal, welche Antwort gegeben wird: Sie verlagert nur die Frage nach der Gewissheit. Entweder wird die Gewissheit einfach behauptet – dann ist das Wissensurteil jedoch nach McDowells eigenen Maßstäben dogmatisch. Oder die Gewissheit muss sich im Laufe der Erfahrung durch weitere Erfahrung bestätigen – in

---

folgt, dass für ihn subjektive Erfahrung immer *selbstpräsent* ist – das Subjekt steht auch bei McDowell in einem *transparenten Verhältnis zu sich selbst* und muss *daher* wieder auf den Gegenstand schließen.

52 Die folgende, an Cavell orientierte Kritik findet sich auch bei Kern, *Understanding Scepticism*.

diesen Prüfungen wiederholt sich jedoch das Problem. Schließlich geht es darum, dass die Kriterien *konstitutiv* für unsere Erfahrung sein sollen, dass sie *bestimmen*, was es heißt, z.B. Schmerzen zu haben. Um diese konstitutive Rolle zu prüfen, muss es aber Fälle geben, in denen kein Zweifel möglich ist.<sup>53</sup>

Die dritte Möglichkeit schließlich wäre, die Erfahrung durch theoretische oder hypothetische Urteile zu stützen. Eine solche Ergänzung der unmittelbaren kriteriellen Erfahrung wird von McDowell jedoch ausgeschlossen, da sie die konstitutive Rolle der Kriterien unterliefe. (CDK, 373) Kriterien wären dann nicht mehr von Symptomen zu unterscheiden. Unabhängig davon also, *wie* die erforderliche Entscheidung begründet wird, öffnet bereits die Tatsache, *dass* sie nötig ist, genügend Raum, um den Skeptizismus wieder zu entfalten.

McDowells Unterscheidung disjunktiver Urteilsformen geht an dem Skeptiker vorbei. Solange der Anspruch aufrechterhalten wird, das subjektive Urteil sei gerechtfertigt allein aufgrund der dem Subjekt präsenten Wahrnehmung, kann der Skeptizismus jederzeit wieder greifen. Wir werden sehen, dass eine Lösung des skeptischen Problems daher darin besteht, auf diesen Anspruch zu verzichten – auf die Annahme, das Subjekt hätte mit der Wahrnehmung eine objektive Rechtfertigung zur Hand, die *an seiner statt* für die Richtigkeit des Urteils vollständig einsteht.

Indem McDowell den Schwerpunkt darauf legt, dass die Kriterien – und nicht das Subjekt – die Korrektheit des Urteils verbürgen, reproduziert er eine Variante der zu Beginn dieses Kapitels vorgestellten skeptischen Metaphysik – in diesem Fall die *Selbstaufhebung* des Subjekts. Seine Konzeption führt letztlich zu einer Objektivierung des Subjektiven: Das Subjekt kann immer auf die ihm gegebene Evidenz verweisen, um sein Wissensurteil zu begründen, und diese Evidenz *allein* trägt dann die Verantwortung des richtigen Urteils. Das ein Urteil richtig ist, ist, wie McDowell auch immer wieder betont, dem Entgegenkommen der Welt zu verdanken. McDowell hat, indem er die Deutung aus der Beziehung von Subjekt und Welt auszutreiben versucht, zugleich auch die Möglichkeit eines genuin subjektiven Standpunkts aufgegeben. Die Kriterien offenbaren dem Subjekt, wie es um einen Sachverhalt steht; die Äußerung, dass etwas der Fall ist, muss so als die bloße Artikulation eines bereits vorfindlichen (und im übrigen auch begrifflich vorstrukturierten) Gehalts begriffen werden. Der Akt der Behauptung und des Urteils wird so zu einem Akt des *Registrierens*: das richtig erkennende Subjekt reicht den Gehalt seiner Erfahrung gleichsam nur weiter, fasst in Sprache, was

53 Das entscheidende Glied, das McDowell hier fehlt, ist eine Konzeption der *sozialen Autorität*, die über solche Fälle bestimmt. Die Einbeziehung der Autorität und damit der Macht in den Begriff der Praxis, die in Kap. 4.3.2 vorgestellt wird, ist McDowells Versuch, die Objektivität der Erfahrung zu retten, zutiefst fremd.

ihm durch Kriterien gegeben wurde.<sup>54</sup> In McDowells eigenen Worten: »A judgment of experience does not introduce a new kind of content, but simply endorses the conceptual content.« (MW, 49)

*Zugehörigkeit als epistemische Bedingung.* – Die Wiederkehr des Skeptikers bringt schließlich auch McDowells These ins Wanken, die Praxis hätte die transzendente Funktion, die Begriffe und ihren Gegenstand in eins zu bestimmen. McDowell gerät in dieselbe Schwierigkeit, die er dem Antiskeptiker vorhält: Selbst im angeblich konstitutiven Fall vollständig gegebener Kriterien bleibt der Zweifel offen, ob diese Erfahrung auch »für bare Münze« (»at face value«, MW 26) genommen werden kann. Das zeigt, dass er im Grunde nur die antiskeptische Konzeption modifiziert. Auch bei McDowell öffnet sich eine Kluft zwischen der (transzendentalen) Behauptung, es gebe eine interne Relation zwischen den inneren Zuständen und ihrer äußeren Manifestation, sowie der (epistemischen) Bestätigung dieser Annahme in der konkreten Situation. So beharrt McDowell darauf, dass Kriterien den fraglichen Begriff *definieren*. (CDK, 381) Er spricht etwa im Zusammenhang mit der Frage, wie »innere Zustände« mit »öffentlichen Merkmalen« verknüpft sind, ganz klassisch von einer internen Relation:

»The [psychological] concepts set up *internal links* between the [inner] states of affairs that are their instantiations and publicly accessible circumstances: circumstances linked ›normatively‹ to the states of affairs in one kind of case, circumstances linked to them as their normal expression in another.« (II, 311; meine Hervorhebung)

Gegen diese Annahme einer internen Verbindung steht das Problem, dass in der konkreten Situation die dem Subjekt verfügbare Evidenz nicht hinreicht, um eine solche *logische* Verbindung aufrecht zu erhalten. Um McDowells eigene Kritik der antiskeptischen Position zu paraphrasieren: Warum sollte man angesichts dieser Schwierigkeit noch von einem möglichen *Wissen* reden? Woher kann das Subjekt noch die Gewissheit nehmen, dass *diese* Wahrnehmung auch *jenen* inneren Sachverhalt anzeigt? Angesichts der Möglichkeit des Zweifels wird die Behauptung fraglich, es bestehe eine interne, also zwingende Verbindung zwischen der Wahrnehmung und dem korrelierten Sachverhalt. Die behauptete logische Notwendigkeit wird zu einem leeren Postulat. Stanley Cavell hat diesen Punkt hervorgehoben:

»If I claim that X is the case on the basis of the presence of the criteria of X and ›it turns out‹ that X is not the case, then I can always say ›The criteria were only seemingly present‹, or

54 Dieses Bild des »registrars of truth« findet sich in einer ähnlich gelagerten Kritik an McDowell bei Baz, *On When Words are Called for*, 479.

›The criteria were only seemingly satisfied. That something is a criterion of X is now – to appeal to an old thought – necessary because analytic, and therefore empirically empty. So *what* knowledge does it provide?« (CR, 42)

Diese Schwierigkeit wirft ein Licht auf die Argumentation McDowells zu Gunsten der Teilnehmerperspektive. Die Zugehörigkeit zur Praxis sollte in doppelter Hinsicht den Skeptizismus beruhigen: sowohl gegen Regelskeptizismus als auch beim Problem des Fremdpsychischen wird die objektivierende Metaphysik mit der Begründung zurückgewiesen, dass sie uns nicht erklären kann, was sie zu erklären beansprucht – die Möglichkeit des Wissens von anderen bzw. die Möglichkeit von Bedeutung. Die Detailanalyse der Transparenzthese zeigte nun, dass sich das unterstellte unmittelbare Verständnis nicht von selbst versteht. *Trotz* der Teilnahme an der Praxis manifestiert sich bei McDowell in der subjektiven Erfahrung nicht notwendig die Wirklichkeit so, wie sie ist (wie sie *für uns* ist, dieser kantische Zug wird ja nicht angegriffen). Was auch heißt: Die Teilnehmerperspektive (insofern sie identisch mit dem subjektiven Verständnis ist) bleibt anfechtbar. Der Skeptiker behält immer die Möglichkeit, auch innerhalb der alternativen Konzeption des Erkennens die epistemologische Frage zu stellen, wie gewiss das gefällte Urteil ist.

Das hat Folgen für McDowells Zurückweisung des Regelskeptizismus. Die Kriterien sind nicht einfach ein Seitenstrang der Philosophie McDowells. Seine Ablehnung des Regelskeptizismus und die damit einhergehende Betonung der konstitutiven Praxis stützt sich wesentlich auf die These, dass wir uns als Teilnehmer einer Praxis prinzipiell verstehen. Die disjunktive Konzeption der Kriterien formuliert aus, was als Transparenzthese nur vage behauptet wurde. Schließlich beruht letztere im Kern darauf, dass die unmittelbare Reaktion innerhalb der Praxis als *Manifestation* eines unmittelbaren Verständnisses der Regel begriffen werden kann: »It [die Reaktion] would manifest an understanding, a grasp, of the rule [...] that is not an interpretation.« (BW, 249) Eine solche unmittelbare, normativ verbindliche Manifestation der Regel kann das Subjekt nach McDowells eigenem Entwurf jedoch, wie die Kritik gezeigt hat, nicht mit Gewissheit annehmen. Die Behauptung, man *befände* sich (manifesterweise) in einer gemeinsamen Praxis, erfordert nun wieder eine Begründung.

Damit ist der Punkt erreicht, von dem aus der die skeptische Rückfrage wieder greifen kann. Um Missverständnisse zu vermeiden: Das aufgeworfene Problem ist nicht, ob McDowell begründen kann, dass wir uns »in einer Praxis« befinden. Notfalls bliebe ihm zu seiner Verteidigung der unspezifische Rekurs auf unsere geteilte, unsere menschliche Praxis, und innerhalb McDowells Theorierahmen, den wir in dieser immanenten Kritik ja nicht überschreiten wollen, wäre dies eine legitime

und hinreichende Replik. Nicht mehr haltbar ist jedoch seine Behauptung, dass wir durch einen solchen Rekurs über ein wie auch immer geartetes *Wissen* verfügten. Jegliche Bestimmung des normativen Gehaltes, der durch den Rekurs auf die Praxis verteidigt werden soll, setzt eine Grenzziehung voraus, die den Begriff der Praxis doch wieder zu einem epistemischen Gegenstand werden lässt und ihn erneut der Skepsis aussetzt. McDowells Problem ist nicht seine kantische Wendung des Praxisbegriffs »nach innen«, sondern die weitergehende Behauptung, dass damit der skeptischen Hinterfragung unseres Wissens ein sicherer Riegel vorgeschoben wäre.

Trotz dieses negativen Ergebnisses ist die Diskussion der beiden Reaktionen auf den Skeptizismus nicht umsonst gewesen. Mit McDowell und Kripke wurden zwei Deutungen diskutiert, die in ihrem Gegensatz das Spektrum der möglichen Antworten auf die skeptische Herausforderung gut repräsentieren. Wenn also, wie jetzt festgestellt werden musste, *beide* Lesarten immanent an ihrem erklärten Anspruch scheitern (dem Anspruch, dem Skeptiker teilweise oder ganz den Boden unter den Füßen wegzuziehen), wirft dies ein neues Licht auf die skeptische Herausforderung. Daher wird nun, unter Inanspruchnahme der gewonnenen Ergebnisse, untersucht, ob sich aus dieser Wiederkehr des Skeptikers, die selbst beim dezidierten Antiskeptiker McDowell zu verzeichnen ist, eine neue Einsicht über das vom Skeptiker aufgeworfene Problem der Zugehörigkeit zur Praxis gewinnen lässt.

